

Inhalt:

„GrundSatz“ - Texte

„InterActive“

Atmosphären

Designbegriff

Digitalisierung

Kollaborative

Ladensterben

Natur

Räume

Smart City

Teilhabe

Überforderung

„BlickWinkel“ - Kärtchen

1 Räume

2 Interaktionen

3 hinterfragt

„ÜberSicht“ - Plakat

„AusTausch“ - Audioaufnahmen

„VorRede“

Fortschritt_Rückschrit

Funktion_Qualität

Gewohnheiten_Coronaalltag

Gruppe_Individuum

Konsum_Begegnung

Neu_Gebraucht

Post-Corona

Rituale

Selbstreflektion

Selbstständig_Gemeinschaftlich

Stadtkonzepte

„BeWirken“

Interaktiv

Gestalten in Raum und Gesellschaft

Projekten arbeiten zu können, in fruchtbarem Austausch über Grenzen hinweg.. Die kollaborative Arbeit ist das wichtigste Element um Begegnungen in jeglicher Hinsicht zu fördern und dadurch ganzheitliche Lösungen für eine lebenswerte Zukunft für alles Leben zu finden.

Alltag, Stress, Zeitnot und vielfältige **Überforderung** lassen uns Missstände übersehen und als gegeben hinnehmen. Vielleicht ist es bereits Beweis genug, dass die Worte *Alltag, Stress und Überforderung* viel zu häufig in einem Satz genannt werden.

Unmerklich gewöhnen wir uns an Umstände, die uns nicht guttun. Vor allem in öffentlichen **Räumen** stürzen Eindrücke ungefiltert und unausweichlich auf uns ein. Lichter, Farben, Geräusche, Lärm, Gerüche, Düfte, Gestank, ausgehend von Werbung, Straßenverkehr, Dauerbaustellen, Einkaufszentren, Industrie. Das Angebot wird durch die wachsenden Städten und die Entwicklung hin zur **Smart City** nur größer. Es wird zu einer immer größeren Herausforderung die **Orientierung** zu bewahren. Die Stadt als Produktions- und Durchgangsort; Menschen die von A nach B eilen, andere die noch auf die Schnelle was besorgen müssen, wieder andere, die ihren Geschäften nachgehen. Eine angespannte **Atmosphäre**, Menschen in Hetze und Eile, Menschen sich misstrauisch beäugend, immer gefasst auf eine wie auch immer sich darstellende „Gefahr“. Folglich entfremden sich die Menschen, von sich, von einander, von ihrer Umwelt und von der **Natur**. An der

Bushaltestelle wird geschwiegen. Dank der **Digitalisierung** lernt man sich online kennen. Wegschauen wird normal und Hilfestellung zum Heldentum. Wie sollte der Mensch sich seinem Umfeld auch öffnen, wo all die Eindrücke ihn im wahren Sinne des Wortes, *eindrücken*? Wo ist Platz für die Bedürfnisse der Menschen? Für Begegnungen und **Teilhabe**? Für wen und warum leben wir auf diese Art und Weise, wenn sie uns doch so gar nicht gut tut?

Es ist zeit- und energieaufwändig das eigene Umfeld, den getakteten Alltag, die lieb gewonnenen Gewohnheiten bewusst wahrzunehmen und zu hinterfragen. Auf dieser Grundlage basieren die bisherigen Projekte von InterAktiv. Sie sollen eine aktive Mitgestaltung von Systemen und Interaktionen gewährleisten.

Projekte

Nur wer wahrnimmt, kann auch hinterfragen und mögliche Missstände erkennen. Durch die Kombination von Fotos, Kommentaren und Fragen zu alltäglichen Situationen, bieten wir durch unseren **Blickwinkel** eine Möglichkeit, Räume und Handlungen aufzudecken und aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Dafür können die Karten in Gemeinschaft oder alleine zusammengesetzt werden und durch das bewusste oder willkürliche Anordnen als Gesprächsgrundlage dienen. Vielleicht wird dadurch eine Bushaltestelle das nächste Mal aus einem anderen Blickwinkel betrachtet oder aber die vielen oder auch die vielen fehlenden Sitzgelegenheiten werden bewusster wahrgenommen.

Durch die aktive Reflexion des Lebensumfeldes dürfen Fragen und Wünsche entste-

hen. Unser Texte sind die schriftliche Auseinandersetzung mit unseren Fragen zu Systemen und Interaktionen. Sie sind unserer InterAktiver (Teilhabe ,Atmosphäre, Orientierung, Kollaborativ), integrierter (Digitalisierung, Smart City, Räume) und nachhaltiger Vorschlag (Natur, Überforderung) für den Blick in eine veränderte Zukunft. Die Sammlung ist damit der gestalterisch **GrundSatz** von InterAktiv. Zusammen mit dem intuitiven **AusTausch** in unseren Audioaufnahmen, machen wir unsere Gedankenwelt transparent um Eindrücke, Sichtweisen und mögliche Lösungsvorschläge zu teilen.

Eine offene und ehrliche Kommunikation untereinander ist ein wichtiger Bestandteil der Arbeitsweise von InterAktiv. Indem wir in Austausch gehen, lernen wir neue Sichtweisen und Möglichkeiten kennen, die uns zur Reflexion animieren. Egal ob die diskutierten Inhalte auf Zustimmung oder Ablehnung treffen, Themen, Prozesse, Umstände oder Gewohnheiten werden dadurch bewusst gemacht.

Mit dem Vorsatz, integriert und nachhaltig zu gestalten, wollten wir unsere Beobachtungen und damit die bestehenden Dinge nutzen, um gemeinsam mit anderen Menschen Neues entstehen zu lassen. Die Betrachtung des Umfelds beweist, dass bereits unglaublich viel vorhanden ist. Überall Gegenstände, Häuser, Straßen, Menschen, etcetera, etcetera. Wieso also noch mehr produzieren, anstatt das vorhandene im Sinne einer positiven Begegnung umzusortieren? Die Ideenkarten geben eine **ÜberSicht** über bestehende Räume, Objekte und Interaktionen. Ungeöhnliche und neue Kombinationen dieser Ideenkarten bieten überraschende Mög-

lichkeiten und geben neue Denkanstöße. Die daraus entstehenden Vorschläge und Ideen für potenzielle Konzepte geben einen konkreten Ausblick darauf, wie auf der von uns geschaffenen Basis weitergedacht und gestaltet werden kann.

Ausblick

Es ist geplant, das Kollaborativ um einige Gruppenmitglieder zu erweitern. Dadurch sollen größere, interdisziplinär angelegte, temporäre Aktionen im öffentlichen Raum stattfinden.

Es sind Gesprächs- und Diskussionsrunden geplant, um einen breiten Austausch zwischen Menschen mit verschiedensten Expertisen und Erfahrungen zu ermöglichen. Auf der Website sollen außerdem verschiedene geplante oder bereits umgesetzte Projekte vorgestellt werden, die sich mit Systemen und Interaktionen auseinandersetzen. Alternative Einkaufskonzepte, Räume der Begegnung, Kleiderpfandsysteme und vieles mehr.

InterAktiv bietet einen Rahmen, der darauf wartet gefüllt, durchbrochen und wieder weiter gesteckt zu werden.

Literatur:

¹ vgl. James J. Gibson, Erika Kohler, Marina Groner, "Die Sinne und der Prozess der Wahrnehmung", Verlag von Hans Huber, 1982.

² vgl., Ebd. S.85.

³ vgl., Ebd. S.26.

⁴ Mazda Adli, "Stress and the City", C.Bertelsmann, 2017, S. 75.

⁵ vgl. Jürgen Hasse, "Atmosphären der Stadt", Jovis Verlag, 2012, S.14.

⁶ vgl. James J. Gibson, Erika Kohler, Marina Groner, "Die Sinne und der Prozess der Wahrnehmung", Verlag von Hans Huber, 1982, S.26.

⁷ vgl., Ebd. S.21.

⁸ vgl. Monika Heimann, Michael Schütz, "Wie wirkt Design - Psychologische Prinzipien erfolgreicher Gestaltung", Rheinwerk Verlag, 2017, S.257.

⁹ vgl. Jürgen Hasse, "Atmosphären der Stadt", Jovis Verlag, 2012, S.22.

¹⁰ vgl., Ebd. S.21.

¹¹ vgl. Juhani Pallasmaa, Atara Press, "Die Augen der Haut", 2013, S.41.

¹² vgl., Ebd. S.84.

¹³ vgl. Jürgen Hasse, "Atmosphären der Stadt", Jovis Verlag, 2012, S.19.

¹⁴ vgl. Juhani Pallasmaa, Atara Press, "Die Augen der Haut", 2013, S.31.

¹⁵ vgl., Ebd. S.27.

¹⁶ vgl., Ebd. S.34.

¹⁷ vgl., Ebd. S.41.

¹⁸ vgl., Ebd. S.80.

¹⁹ vgl., Ebd. S.80.

²⁰ vgl. Monika Heimann, Michael Schütz, "Wie wirkt Design - Psychologische Prinzipien erfolgreicher Gestaltung", Rheinwerk Verlag, 2017, S.286.

²¹ vgl., Ebd. S.380.

²² vgl., Ebd. S.398.

²³ vgl. Jürgen Hasse, "Atmosphären der Stadt", Jovis Verlag, 2012, S.18

²⁴ vgl. James J. Gibson, Erika Kohler, Marina Groner, "Die Sinne und der Prozess der Wahrnehmung", Verlag von Hans Huber, 1982, S.26.

²⁵ vgl. Juhani Pallasmaa, "Die Augen der Haut", Atara Press, 2013, S.77.

Atmosphären

Alles, was uns umgibt, hat eine Wirkung auf uns Menschen.

Der Mensch steht mit seiner Umwelt in ständigem Kontakt. Er interagiert mit ihr und reagiert auf Reize. Seine Umgebung besteht aus Körpern von lebendiger und materieller Natur, sowie aus den Elementen Licht, Erde, Wasser und Luft. Alles, was uns umgibt, hat eine Wirkung auf uns Menschen.

Scheint die Sonne, verbessert das meine Stimmung. Bin ich in einem Bunker, fühle ich mich beengt und verlasse schnell den Ort. Ist eine Demonstration von Hass und Gewalt geprägt, ist mir unwohl.



diese Erlebnisse positiv oder negativ wahrnehmen.³ Sie sind also sehr individuell geprägt. Zum Beispiel ist „Eine Umgebung, in der Individualität und Tempo viel zählen, [...] für Menschen interessant, die einen schnellen Lebensstil bevorzugen“. ⁴ Bei ruhebedürftigen und bedächtigen Menschen kann solche *Atmosphären überfordern*.

In diesem Text betrachten wir nur die Wahrnehmungen *erster Hand*, welche sich auf die sinnliche Erfahrung von Empfindungen beschränkt, also Formen und Farben, die flüchtigen Situationen des Wetters und die damit einhergehenden Veränderungen von *Atmosphären*. Strahlender Sonnenschein kann beispielsweise, die Aufenthaltsqualität eines Marktplatzes oder die Wirkung eines Hochhauses durch Schattenfall verändern. Das sind Eindrücke, die der Mensch ohne Aktivierung seiner Aufmerksamkeit aufnimmt, ohne jedoch automatisch die faktischen Ursachen dafür zu erkennen.⁵

Wahrnehmungen *zweiter Hand* hingegen sind Informationen, die zur **Orientierung** dienen, durch welche der Mensch mit Hilfe von kulturellen Codes in Form von Sprache, Handlungen und Symbolen kommuniziert.⁶

Um nun zu verstehen, wie die Wahrnehmung von *Elementen* und *Körpern* Einfluss auf die Erlebnisse des Menschen und seine Gefühle nimmt, müssen wir unsere Sinne näher betrachten.

Der *Sehsinn* dient zur optischen Wahrneh-

mung von Licht und Schatten.⁷ Mit Hilfe von elektrischen und natürlichen Lichtverhältnissen werden Farben, Formen, Struktur und Bewegungen von Lebewesen, Objekten, Architektur und Symbolen sichtbar. Diese können warm oder kalt, konzentrisch oder exzentrisch wirken.⁸ Das *Gehör* macht den ihn umgebenden Raum für den Menschen akustisch erfahrbar, indem Geräusche wahrgenommen und verortet werden können. Lautstärke und Klang vermitteln auch Informationen über Entfernungen und Richtungen von *Körpern*. Schallwellen brechen sich an Wänden und erzeugen somit eine räumliche Vorstellung.⁹

Geruch und *Geschmack* rufen im Menschen Erinnerungen und Emotionen an Erlebtes hervor. Diese werden in individuellen Skalen von angenehm bis unangenehm eingeordnet.¹⁰ Damit wird z. B. bei einer Mahlzeit die Entscheidung beeinflusst, ob diese genießbar oder ungenießbar ist.

Der *Tastsinn* kommuniziert die Konsistenz dieser Mahlzeit, die Masse, den Widerstand, die Temperatur und die Struktur. Er macht *Körper* und *Elemente* taktil erfahrbar.¹¹ Eine Umarmung ist weich, ein Stein ist hart, Matsch gibt nach und Wasser schmiegt sich um die Haut. Die Luft ist kalt oder warm, ein Luftzug lässt den Menschen auch Bewegungen über die Optik hinaus sinnlich wahrnehmen. Auch die eigene Bewegung nimmt der Mensch durch den Tastsinn wahr. Dabei spielen Skelett und Muskeln für die Koordination von Bewegungsabläufen eine entscheidende Rolle.



Durch das Gefühl von Aktivität und der damit verbundenen Anstrengung nimmt der Mensch Gewichte und Maßstäbe wahr.¹² All diese Sinneserlebnisse ergänzen sich gegenseitig und konstruieren im Menschen innere und äußere Gefühlswelten. Außenwelten werden sinnlich distanzierter wahrgenommen, Innenwelten betreffen Menschen emotional direkter.¹³ Wenn der Mensch, um ein Beispiel zu nennen, Schnee betrachtet, nimmt er diesen zwar distanziert wahr, doch wenn er die Flocken auf der Haut spürt, macht er eine körperliche Erfahrung.

In städtischen **Räumen** sind wir heutzutage mit zunehmenden Veränderungen konfrontiert, die sich auch in Häufung und Gewichtung von Sinneseindrücken äußern.

Schon der Buchdruck brachte eine visuelle Informationsflut mit sich und löste weite Bereiche der mündlichen durch die schriftliche Kommunikation ab.¹⁴

So brachte auch die Digitalisierung mit ihren neuen Technologien, dem Internet und Social Media, eine moderne Art der körperlosen Interaktion mit sich über welche heutzutage hauptsächlich kommuniziert wird. Der optische Sinn hat den Anforderungen des Geschwindigkeitswachstums standhalten können und dominiert nun die Aufmerksamkeit der Menschen.¹⁵ Der Mensch nimmt mehr und mehr die Rolle eines Betrachters ein, indem er emotional distanziert, Inhalte von Texten und Werbung absorbiert oder bewegte Bilder beobachtet.

In diesem Zuge haben sowohl der akustische als auch der haptische Sinn an Bedeutung verloren, mit Auswirkungen auf körperliche und

emotionale Erfahrungen des Menschen, sowie auf seine Beziehungen zu seiner Umgebung.¹⁶

Gestalter:innen muss bewusst sein, dass jeder *Körper* in seiner Sinnhaftigkeit Reize aussendet und Eindrücke hinterlässt. Das Zusammenspiel vieler Eindrücke kreiert Atmosphären.¹⁷ Was bedeutet, dass wir Gestaltung als Werkzeug nutzen können, um gezielt Reize zu aktivieren. Menschen werden mit ihrer Umgebung konfrontiert, setzen diese zu sich in Beziehung und nutzen sie als Anregung für die eigene Interpretation der Umgebung.¹⁸

So kann *Gestaltung* Verhalten initiieren, steuern und organisieren, indem sie über Kompositionen von Farben, Formen und Stilen wirken.¹⁹ Die *Körper* befinden sich in einer ständigen Interaktion mit den sich in Bewegung befindlichen *Elementen*, wie Richtung und Qualität von Licht und Farben.

Die unmittelbar psychologische Wirkung von Blau beispielsweise, ist beruhigend, sie kann aber auch kulturell bedingt Assoziationen von himmlischer Tiefe und Klarheit hervorrufen.²⁰ Formen und Stile wirken *dynamisch* - wie eine richtungsweisende Linie ²¹ - oder *statisch* - wie ein begrenzendes Rechteck - ²²

Gestalter:innen vermitteln *Atmosphären* immer, indem sie die Sinne, Gedanken und Gefühle eines Menschen ansprechen. Ein mystischer Raum zum Beispiel ist die gestalterische Inszenierung einer Atmosphäre, die Emotionen hervorruft. Das können Gefühle, wie Ehrfurcht oder Bewunderung sein.

Auch auf die Wirkung von Warenästhetik oder von Selbstinszenierungen wird gestalterisch Einfluss genommen, um den Menschen visuell anzusprechen.²³ Auf diese Weise beeinflusst Design unterbewusst

Gefühle. So können etwa Aufmerksamkeiten nur auf positive Eigenschaften gelenkt werden.²⁴ In Kirchen wird die Wirkung von Ornamenten, Bauweisen und Material genutzt, um Wertigkeiten und Machtverhältnisse zum Ausdruck zu bringen. Gestalter:innen kreieren mit ihrer Arbeit gezielt Atmosphären und Erlebnisqualitäten, die das Verständnis von Zeit und Kultur der Menschen prägen und Lebenswirklichkeiten schaffen.

Die Schlussfolgerung daraus ist, dass wir nicht nur Lösungen für funktionelle, interkulturelle und soziale Bedürfnisse gestalten sollten.²⁵ Vielmehr muss auch das Wohlbefinden der Menschen im zentralen Blickfeld von Gestalter:innen liegen, das heißt Räume müssen körperlich erfahrbar sein und ästhetischen Ansprüchen genügen. Wir brauchen Räume mit Charakter, in denen der Mensch sich selbst wiederfindet. Räume, in denen man sich gerne aufhält, in denen man reale Erfahrungen macht, wie die Kälte der Parkbank zu spüren, Vögel zwitschern hört und die salzige Meeresbrise riecht. Räume in denen man sich an den Ornamenten der Fassaden erfreut, die sowohl bei gutem als auch bei schlechtem Wetter ihre spielerischen Schatten werfen, anstatt von der Höhe eines Hochhauses, dessen scharfe Kanten und glatten Fassaden hart und starr wirken, vermeintlich erschlagen zu werden.

von Sarah-Lea Langner

Literatur:

1 vgl. Frank Wagner, „The Value Of Design“, Verlag Hermann Schmidt, Mainz, 1. Auflage, 2015, S.13.

2 vgl. Ebd., S.17,18.

3 vgl. Ebd., S.19.

4 vgl. Ebd., S.19,23.

5 vgl. Ebd., S.23,24.

6 Franke Wagner, 2015, S.25,26.

7 vgl. Ebd., S.26,29.

8 Frank Wagner, 2015, S.30.

9 vgl. Ebd., S.32,33.

10 Vilhém Flusser, „Vom Stand der Dinge“, Steidl Verlag, 1. Auflage, Göttingen, 1993, S.40.

11 vgl. Frank Wagner, 2015, S.39.

12 Erich Fromm, „Über den Ungehorsam und andere Essays“, Deutschland, Edition Erich Fromm, 2015, S.11.

Designverständnis

Wie beeinflusst Design das Leben und Erleben der Menschen und welche Rolle kann es in Zukunft einnehmen?

Buchstaben, Worte, ein Text – Gestaltung. Jeder einzelne Buchstabe, sorgfältigst gestaltet, ein Vermittler von Kommunikation. Eine Kleinigkeit, die dem Nutzen und den Nutzenden so gerecht wird, dass sie als Gestaltung schon kaum mehr auffällt. Der Blick über den Blattrand beweist, dass es kaum etwas gibt, was nicht gestaltet ist. Mein gestaltetes Lebensumfeld bestimmt wie ich lese und schreibe, sitze und gehe, wie ich esse und trinke. Design beeinflusst meine Wahrnehmung und mein Handeln. Wie beeinflusst Design das Leben und Erleben der Menschen und welche Rolle kann es in Zukunft einnehmen?

Gestaltung und Formgebung waren seit jeher Werkzeuge, die es dem Menschen ermöglichten, sich sein Lebensumfeld zu erschließen.¹ Der heute dafür verwendete Begriff Design ist noch relativ jung. Um das derzeitige Verständnis hierfür einordnen und hinterfragen zu können, folgt eine „kleine“ geschichtliche Einbettung: Die Industrielle Revolution und der damit einhergehende tiefgreifend strukturelle Wandel in fast allen Lebensbereichen veränderte auch das Verständnis und die Notwendigkeit von Formgebung und Gestaltung. Neue Produktionsverfahren ermöglichten die Herstellung von Waren in Serie, was Vertriebsstrukturen von Grund auf veränderte. Die zwischenmenschliche Vertrauensbasis zwischen Hersteller:in und Käufer:in entfiel, die Qualitätssicherung und Kommunikation oblag dem Produkt selbst. Es musste gestaltet werden, um sich zu verkaufen. Das war der Beginn der Marke.² Mit dieser Möglichkeit, Produkte in Masse herzustellen, wurde es außerdem erforderlich, Prototypen anzufertigen. Diese gestalterischen Aufgaben übernahmen meist Künstler:innen und von England ausgehend, entstand die neue Berufsbe-

zeichnung des Modeller. Der Begriff Design fiel erstmals Mitte des 19. Jahrhunderts, in der von Henry Cole herausgegebenen Publikation *Journal of Design*. Er kritisierte die Verarmung der Kultur und des Kunsthandwerks, da die maschinell und in Masse produzierten Produkte keinen eigenen Stil hervorbrachten und lediglich historische Vorbilder kopierten und reproduzierten.³ Mit dem Vorschlag, die mechanischen Vorgänge zu nutzen und „reine Formen“ zu produzieren, ebnete Gottfried Semper den Weg zu einer eigenen Kunstform: dem modernen Industriedesign. Die Antwort darauf waren Gegenbewegungen, wie die *Arts and Craft* Bewegung, die *Formfinder* oder auch die *Deutschen Werkstätten*, die den Kapitalismus für die Hässlichkeit ihres Zeitalters verantwortlich machten und nach traditioneller „echter und ehrlicher“ Gestaltung strebten. Die Menschen positionierten sich und Gestaltung wurde zu einem zentralen programmatischen, wie auch gesellschaftspolitischen Element. Sie gewann -nicht zuletzt durch die Gründung des Bauhauses und damit auch der „ersten Hochschule für modernes Design“- an universeller Bedeutung.⁴ Gegensätzlich dazu entstand in den USA, durch ein eher kommerzielles Verständnis von Design, die erste Konsumgesellschaft. Neue Vertriebsmethoden, wie Supermärkte und Versandhandel, ermöglichten die Verbreitung von Produkten in Massen. Es kam zu Überproduktionen. Die Aufgabe des Designs, ein Produkt zu vermarkten, gewann zunehmend an Wichtigkeit. Die Gestaltung des Produkts war ausschlaggebend dafür, ob es konkurrenz- und verkaufsfähig war. Auch zu dieser kommerziellen Gestaltungsform bildeten sich Gegenentwürfe. Maßgeblich beteiligt daran war hier abermals die Bauhaus-Elite, die, vertrieben durch die

Nationalsozialisten in Deutschland, in die USA ausgewandert war.⁵ Nach dem zweiten Weltkrieg erreichte, im Zuge des Wiederaufbaus, das moderne Design wieder Europa. Mit der Gründung der Hochschule für Gestaltung Ulm, welche sich als Reinkarnation des Bauhauses verstand, keimte die gesellschaftspolitische Bedeutung von Design in Deutschland wieder auf. Der Begriff Design gewann, ausgehend vom amerikanischen Vorbild, an Relevanz und wurde zu einem markttreibenden Element. Es entstanden das *Skandinavische Design*, *Danish Design*, das italienische *Bel Design* und viele weitere Designrichtungen. „Die Internationalisierung des Begriffs Design liegt somit in der Kommerzialisierung begründet und etablierte sich ironischerweise aus Gründen des Marketings.“⁶ In den 1980er Jahren entstand mit der Gruppe *Memphis* der *Lifestyle-Konsum*. Die Gruppe positionierte sich gegen den vorherrschenden Funktionalismus. Als Teil dieser Bewegung wurden Designer:innen zu Stars, Design zu einem Statussymbol und es wurde ausgiebig konsumiert. Das Design erblühte und wurde zu einem wichtigen ökonomischen Faktor; es entstanden etliche Design-Studios und das Autoren-Design. Diese Zeit prägt bis heute unser Verständnis von Design.⁷

Aktuell wird, bedingt durch den technischen und digitalen Wandel, jede spartenübergreifende mediale Kommunikation zur Herausforderung. Design ist wieder Marke, „die Synthese aus inhaltlichem und visuellem Versprechen.“⁸ Im Mainstream geht unser derzeitiges Designverständnis, bedingt durch die Reduzierung auf die Markt- und Konsumbedürfnisse, von einer rein oberflächlichen Gestaltung aus.⁹ In Anbetracht der Abhängigkeit der Massenkongüter von Design und Designentwicklung, ist das

nicht weiter verwunderlich. Design und die Gestaltung unseres Lebensumfelds werden nicht als Einheit verstanden, sondern in verschiedenen Disziplinen unterteilt, die da sind Mode, Produkt, Grafik, Musik, Sprache, Tanz, ecetera. Richtlinien und Thesen, wie zum Beispiel die „Zehn Thesen für gutes Design“ von Dieter Rams, konzentrieren sich auf Produkt und Markt. Das Endprodukt ist entscheidend: Wie es wirkt, wie lösungsorientiert es ist, wie es mit unterschiedlichen Problemstellungen umgeht. Probleme, die eventuell erst durch das vorherige Produkt entstanden sind oder auch nur scheinbare Probleme, die dem Verbraucher durch das angepriesene Produkt bewusst gemacht werden sollen. Durch diese erzeugten Probleme entsteht das Bedürfnis nach der Lösung derselben. Es ist ein Spiel zwischen Angebot und Nachfrage. Ist das Produkt also auf Grund eines Bedürfnisses entstanden oder ist es eventuell andersherum? Ziel und gleichzeitig Problem ist also, dass jedes Produkt und jeder Entwurf wieder neue Bedürfnisse weckt. Ich muss mir ein kleines Reisehandtuch kaufen, da ich einen Jogging-Rucksack bekommen habe, mit dem ich gerne ins Schwimmbad jogge, wo ich dann ein kleines Reisehandtuch brauche. So schreibt der Medienphilosoph und Kommunikationswissenschaftler Vilém Flusser: „[Entwürfe] sind seitens vorangegangener Menschen in den Weg entworfen worden. Es sind diese Entwürfe, die ich zum Fortschreiten brauche und die mich am Fortschreiten hindern. Um aus dieser Zwickmühle auszubrechen, mache ich selber Entwürfe: werfe selbst Gebrauchsgegenstände in den Weg von anderen Menschen.“¹⁰ Ein elender Kreislauf hinein in die Designkrise. Es ist geradezu verantwortungslos Neues zu entwerfen und zu produzieren. Bedingt durch das Teilen der

Gebiete muss sogar noch mehr produziert werden, da die Sparte der Problembehandlung nur partielle Lösungen hervorbringen kann. Zusätzlich ermöglicht es die **Digitalisierung**, durch technische und digitale Angebote jeder einzelnen Person selbstständig zu gestalten, wodurch wieder mehr entworfen wird und Designer:innen einer neuen Konkurrenz ausgesetzt sind.¹¹ Was sind Designer:innen, wenn durch die technischen Möglichkeiten alle zu Gestalter:innen werden können? Wenn die Gestaltung, der Entwurf oder das Produkt selbst das Problem darstellen? Was sind Designer:innen, wenn ihre Berufung, lösungsorientiert zu gestalten, sich selbst vernichtet?

Die Welt ist rundum gestaltet. Das hat Einfluss darauf, wie der Mensch sich bewegt, was und wie er kauft, wo und wie er schläft, wie er arbeitet, wie er kommuniziert, kurzum, wie er lebt. Er lebt unbewusst im Einklang mit der Gestaltung, sie beeinflusst ihn und er sie. Wenn Design unser Leben so maßgeblich formt, dann formt es konsequenterweise den Lauf der Welt. Das gibt uns allen Grund dazu, dem Design eine wesentliche und entscheidende politische, gesellschaftliche und soziale Rolle einzuräumen. Es darf nicht länger nur darum gehen Produkte zu entwerfen, sondern es muss darum gehen Bestehendes zu hinterfragen und, wenn erforderlich, in einen neuen Kontext zu setzen. Die Parkbank steht auch nicht für sich alleine, sie steht im **Raum**. Ist sie wirklich die Lösung oder überdeckt sie nur ein ganz anderes Problem? Wieso müssen die Menschen sich setzen? Sind es die zu langen Wartezeiten, die wir überbrücken müssen, bevor wir die vereinbarten Termine bei Dienstleister:innen in Anspruch nehmen dürfen? Wo liegt

das eigentliche Problem und wo wird es nur scheinbar gelöst? Ist es vielleicht sogar die Aufgabe des Designs, das zugrunde liegende Problem zu erkennen und zu bearbeiten, anstatt mit partiellen Lösungen nur wieder neue Probleme zu schaffen? Um den Sozialpsychologen Erich From zu zitieren: „Wer kann den Gehorsam verweigern, wenn er nicht einmal merkt, dass er gehorcht?“¹² Diese beobachtende und hinterfragende Rolle kann das Design einnehmen, um aufzuzeigen und zu kommunizieren, was ungesehen ist, sei es aus Unwissenheit, **Überforderung** oder Gewohnheit oder aus anderen Gründen. Damit hat die Designer:innen das Potential in verschiedensten Prozessen zu denken und gezielt **Atmosphären** zu kreieren. Designer:innen können ästhetische, ökonomische, funktionale, ethische und ökologische Bedürfnisse verbinden und somit zu ganzheitlichen Lösungen finden. Design darf nicht nur dienen, darf nicht nur das Werkzeug sein, um die sich am Markt orientierten, zweck- und lösungsgebundenen Gedanken zu manifestieren. Es hat die Kraft Verbindungen und **Teilhabe** zu schaffen, zu hinterfragen und zu diskutieren, das Ganze zu betrachten, aufzubrechen und wieder neu zu gestalten. Design sollte sich von seinen Fesseln lösen, über die Mauern fliegen, diese wenn nötig niederreißen und aus den Steinen Wege in die Zukunft gestalten.

von Famkje Marijka Elgersma

Literatur:

1 vgl. Patrick Tarkowski, „Digitalisierung: Was ist das? Eine Definition“, Artikel, digital-magazin.de, 2. Februar 2021.

2 vgl. Andreas Dohmen, „Wie digital wollen wir leben?“, Patmos Verlag, 1. Auflage, 2019, S.29.

3 Bundesministerium für Wirtschaft und Energie, „Den digitalen Wandel gestalten“, Artikel, <https://www.bmwi.de>, 28.02.2021.

4 vgl. Andreas Dohmen, 2019, S.204.

5 vgl. Andreas Dohmen, 2019, S.227.

6 vgl. Marinela Potor, „Ein Jahr E-Scooter in Deutschland: So ist die Bilanz!“, Artikel, <https://mobilitymag.de>, 21. Juni 2020.

Digitalisierung

Der digitale und technische Wandel wird auch in Zukunft darüber entscheiden, wie wir leben und muss darum bewusst gestaltet und integriert werden.

auch eine Vernetzung in Echtzeit mit Allem und Jedem.¹ So kommuniziert das Handy mit dem Computer, mit dem Haus, mit den Geräten von Eltern und Freunden, mit den Algorithmen der sozialen Medien etcetera, etcetera. Daten werden zu digitalisierten Fußabdrücken, die auf der Reise durch das World Wide Web zurückgelassen werden. Praktisch, normal und nichts Neues... und irgendwie doch, denn dieses sogenannte „Netz“, das durch den Physikers Sir Dr. Tim Berners-Lee entwickelte World Wide

Web wurde erst 1989 für die Öffentlichkeit freigegeben. 25 Jahre später ist aus dem

non-existenten bereits etwas Lebensnotwendiges geworden;² Heute sitze ich vor

meinem Laptop und muss

feststellen, dass vor

allem in Zeiten der Pandemie mein Leben eher online als offline stattfindet. „Die technologischen Entwicklungen sind rasant und verändern die Art, wie wir uns informieren, wie wir kommunizieren, wie wir konsumieren – kurz: wie wir leben.“ und das, obwohl wir uns erst am Anfang des digitalen Zeitalters befinden.³ Wenig verwunderlich ist die damit verbundene Notwendigkeit der schnellen Anpassung an immer neue Innovationen, die - wenn auch gerade noch neu - schon morgen bereits wieder überholt sein kön-

nen.

Grund für diese rasante Entwicklung ist ein Verständnis von Fortschritt, bei dem die Schnellsten gewinnen, basierend auf den Interessen der an Wachstum und Gewinnmaximierung orientierten Wirtschaft. Ein Wettrennen, in dem jedes zusätzliche Thema bremst.⁴ So sind Fragen zu Ethik, **Natur** und Nachhaltigkeit nur zweitrangig, weshalb der digitale und technische Wandel trotz der unglaublichen Möglichkeiten (unvorstellbar, wie das derzeitige Leben ohne diese Innovationen aussehen würde) auch viel Leid verursacht. Folgen dieses Wettrennens sind eine zunehmende Polarisierung der Gesellschaft, die Trennung von Disziplinen und nicht zuletzt die Verschmutzung unserer Umwelt durch die Herstellung und Entsorgung der permanent überholten technische Errungenschaften.

Von den Innovationen kann langfristig nur profitiert werden, wenn ganzheitliche Betrachtungs- und Produktionsweisen entwickelt werden. Wird weiterhin jedes Element einzeln bearbeitet, werden daraus immer neue Probleme entstehen und alles wird mit allem konkurrieren: Die Technik mit der Natur, die Menschen mit der Technik, Menschen mit Menschen, eine Disziplin mit der Anderen...⁵ Die einzige, die diesen rücksichtslosen Kampf nur verlieren kann, ist die Natur; und damit auch der Mensch?

E-Scooter: Ein gutes Beispiel für dieses überstürzte, sehr einseitige Handeln. Sie sind Teil der Entwicklung von Städten hin zu **Smart Cities** und seit Juli 2019 im deutschen Straßenverkehr zugelassen.⁶ Bereits jetzt prägen die Roller das Stadtbild; stehen und liegen

überall herum - manchmal sieht man sie sogar in Gebrauch. Der ihnen einst zugrundeliegende Gedanke, flexible, grüne und platzsparende Mobilität zu gewährleisten, ist lobenswert. Es muss Alternativen zu den vollgeparkten Innenstädten geben, in denen die Straßen dominieren und die schlechte Luftqualität ein Problem ist. Nur leider löst der E-Scooter dieses Problem eben nicht. Er bietet neben den Fahrrädern, Autos, öffentliche Verkehrsmittel, etcetera einfach nur eine weitere Variante der Fortbewegung, einen weiteren Gegenstand, der die Stadt füllt, der produziert und wieder entsorgt werden muss. Und warum das Ganze? Warum nicht ein alternatives Straßenkonzept? Ökologisch betriebener ÖPNV, die gratis genutzt werden können? Technologien, die die Bewegung der Menschen auf den Straßen in Energie umwandeln, statt Energie zu verschwenden um Menschen bewegungslos zu machen.

Ist es wirklich sinnvoll so un-

„In zwei Jahren gibt es keine Spam-Probleme mehr.“
(Bill Gates, 2004)

glaublich (im)mobilitäts Alternativen zu entwickeln, wenn die Digitalisierung doch bereits eine Vernetzung an Ort und Stelle ermöglicht?

Hat die Pandemie vielleicht bewiesen, dass Homeoffice und Onlinekonferenzen gute Alternativen sind? Ist etwas ähnliches für ein persönliches, soziales Zusammenkommen, ein online Kneipenabend denkbar? Wir leben in einer Zeit der Veränderung; Gewohnheiten werden aufgebrochen, wir müssen flexibel sein und uns schneller als je zuvor an immer neue Umstände anpassen. Darum ist gerade jetzt der richtige Zeitpunkt, die bestehenden Verhältnisse zu hinterfragen. Wo und wie schadet uns der digitale und technische Wandel? Wo können wir von ihm profitieren? Wofür wollen wir Digitalisierung nutzen? Ist unser Verständnis von Fortschritt wirklich noch zeitgemäß, nachhaltig und sinnvoll? Wir sind vernetzter als je zuvor, alle Dinge hängen zusammen und wir tanzen Cha-Cha-Cha, wenn wir diesen Fakt, ironischerweise aufgrund unseres Fortschrittsverständnisses, ignorieren. Wir sollten uns weder mitziehen, noch überrollen lassen. Wir sind diejenigen, die bestimmen wie und nach welchen Prinzipien wir leben und gestalten wollen.

von Famkje Marijka Elgersma

„In zehn Jahren ist Google tot.“
(Christian DuMont Schütte, 2007)

„Ich denke, dass es weltweit einene Markt für vielleicht fünf Computer gibt.“
(Thomas Watson, Chairman von IBM, 1943)

Wie ironisch, denn dieser Text ist weder mit einem Stift noch auf Papier geschrieben und wird damit zum Paradebeispiel des Beschriebenen - der Digitalisierung. Für manche Neuland, für andere längst Alltag; doch eines ist sicher: Der digitale und technische Wandel hat unsere Welt fundamental verändert und da er auch in Zukunft darüber entscheiden wird, wie wir leben, muss er bewusst gestaltet und integriert werden.

Dank der Digitalisierung versinkt mein Schreibtisch (der physische, mein Desktop ist ein anderes Thema) nicht im Chaos. Wohin auch mit meinen 11.982 Handy-Fotos, den ganzen Dokumenten und -nicht zu vergessen- den Informationen, die durch meine Onlineaktivitäten (Social Media, Online-Shopping etc.) gesammelt werden. Die Transformation von analogen zu digitalen Inhalten und Prozessen, löst uns von den Fesseln der physikalischen Gesetze und ermöglicht, neben dem Speichern einer enormen Menge an Daten,

Literatur:

- 1 vgl. Duden online, <https://www.duden.de/rechtschreibung/kollaborativ>.
- 2 vgl. Wortdefinition, <https://neueswort.de/kollaborieren/#wbounce-modal>.
- 3 vgl. Wortdefinition, <https://welt-der-bwl.de/Kooperation>.
- 4 vgl. Christopher Schrader, "Diskussion um Erdzeitalter Anthropozän: Am Limit", Artikel, [Sueddeutsche.de](https://www.sueddeutsche.de), 16.01.2015.
- 5 vgl. Paul J. Crutzen und Eugene F. Störmer, "The Anthropozän", Artikel, Global Change Newsletter Mai 2000, S. 17.
- 6 vgl. Anna Lowenhaupt Tsing, „Pilz am Ende der Welt“, Matthes & Seitz Berlin Verlag 2018, S.36.
- 7 vgl. Ebd., S. 34.
- 8 vgl. Ebd., S.46.
- 9 vgl. Ebd., S.47.
- 10 vgl. Ebd., S.45.
- 11 vgl. Ebd., S.38.

Kollaborativ

Kollaborativ, das ; Substantiv ; Neutrum

An der Lösung einer Gesamtaufgabe steht nicht das “Für” oder “Gegen” im Vordergrund, sondern die gemeinschaftliche Arbeit von Personen mit verschiedensten Erfahrungen und Kompetenzen. In dieser Arbeitsweise unterscheidet sich das Kollaborativ von einer Kooperation, in der Personen unabhängig voneinander getrennte Aufgaben behandeln.³

Der Unterschied zu einem Kollektiv besteht in der Zielsetzung und der Art des Zusammenkommens. Ein *Kollaborativ* folgt keiner Disziplin und damit können die Endprodukte sehr unterschiedlich ausfallen. Die gemeinsame Arbeit entsteht durch gemeinsame Interessen und dem Wunsch Fragestellungen zu erkennen und zu lösen.

Warum braucht es *Kollaborativen*?

Der Einfluss des Menschen auf sein Lebensumfeld steigt mit seiner zivilisatorischen Entwicklung. Mittlerweile sind die hauptsächlich negativen Auswirkungen deutlich sichtbar und spürbar. Es wird bereits von einem neuen Erdzeitalter gesprochen: dem “Anthropozän”. Es würde das seit der jüngsten Eiszeit bestehende Zeitalter des “Holozän” ablösen und beweist, wie maßgeblich der Mensch seine Umwelt beeinflusst.⁴

Große Teile der stetig wachsenden Weltbevölkerung schöpfen rücksichtslos die Naturressourcen aus, sodass wir heute mit Ressourcenknappheit und Klimawandel zu kämpfen haben. Unter diesen Auswirkungen leidet der ganze Planet, mit unabsehbaren Folgen für die Zukunft.⁵

Mitverantwortlich dafür ist ein durch die durch Wirtschaft und Wissenschaft kommuniziertes Verständnis von Fortschritt, das immer „schneller, weiter, größer“ suggeriert.⁶ Dieses nach Wachstum strebende System beherrscht nicht nur ökonomische Strukturen, sondern auf vielfältige Weise

auch das soziale Miteinander der Menschen: Alles steht mit allem nicht mehr in Verbindung, sondern in Konkurrenz.⁷ Einzelne kämpfen, oft rücksichtslos, für die eigenen Vorteile oder die Vorteile der ihnen zugehörigen Gruppe. Egoismus ist das dominante Antriebsmotiv, quantitatives Wachstum steht im Vordergrund, qualitatives Wachstum wird vernachlässigt.⁸ Das schadet sowohl der Lebensqualität als auch den menschengemachten Lebensstrukturen. Dieses Verhalten widerspricht unseren natürlichen Überlebensinstinkten nach gegenseitiger Unterstützung.⁹

Daraus resultierende fatale Folgen sind beispielsweise eine zwischenmenschliche **Entfremdung**, sowie die Entfremdung zwischen Mensch und **Natur**. So ist ein Fortschreiten in eine lebenswerte Zukunft nicht möglich.¹⁰

Es ist an der Zeit, dass die Menschen diese existenzbedrohende Situation erkennen und gemeinsam einer positiven Veränderung entgegenstreben. Um die skizzierten Missstände zum Wohl der Weltbevölkerung beseitigen zu können, müssen Prozesse fundamental verändert werden. Dabei muss für alle Lebens- und Wirtschaftsbereiche die ganzheitliche Gestaltung von Prozessen verstärkt werden, bei gleich-

zeitiger Berücksichtigung der vielfältigen Wechselwirkungen mit der Umwelt. Ziel ist es ein Gleichgewicht zwischen menschengemachtem Fortschritt und der Natur herzustellen, aber auch die Menschen und verschiedene Interessensgruppen breiter in Entscheidungsprozesse einzubeziehen. Wir ALLE müssen wieder erkennen und annehmen, dass wir Teil eines Netzwerks sind, in dem jeder Impuls eine Kettenreaktion auslöst.¹¹

Wir müssen zusammenarbeiten!

Arbeiten in einem *Kollaborativ*

Ein *Kollaborativ* bietet einen Rahmen für die Zusammenarbeit einer Gruppe, in der jede Person sich nach eigenem Ermessen einbringen und selbstständig an gemeinsam definierten Zielen mitarbeiten kann. Die Aufgaben orientieren sich an den individuellen Fähigkeiten und Interessen. Ein *Kollaborativ* bietet somit die Möglichkeit einer aktiven **Teilhabe** verschiedenster Menschen an einem Prozess, sodass jede:r einen eigenen Teil zum Endergebnis beitragen kann. So identifizieren sich Beteiligte mit dem Prozess und Produkt. Das ist elementar wichtig, sowohl für eine motivierte und gute Zusammenarbeit als auch für die Qualität des Endergebnisses. Ein wünschenswertes Endergebnis, im Sinne des *Kollaborativs*, ist das Resultat des integrierten Arbeitens, welches viele Interessen und Arbeitsweisen kombiniert. So kann dieses Endergebnis, im Gegensatz zu herkömmlichen Herangehensweisen, auch aus mehreren Teilbereichen bestehen, die in direktem Zusammenhang entwickelt

„Ich behaupte, dass es, um am Leben zu bleiben, lebensfähige Formen des Zusammenwirkens, der Kollaboration bedarf.“
(Anna Lowenhaupt Tsing)

werden. Die Lösung der einen Disziplin steht nicht länger mit der einer anderen in Konkurrenz, sie harmonieren miteinander und bedingen einander gegenseitig. Somit kann die Arbeit in einem *Kollaborativ* ein nachhaltiger Vorschlag zum Gestalten von ganzheitlichen Lösungen sein.

Herausforderungen

Das freie, selbstbestimmte und selbstorganisierte Arbeiten bedarf einer klaren Kommunikation. Durch die Zusammenarbeit von Personen mit verschiedenen Interessen und Expertisen ist es wichtig stetig im Austausch zu sein, um alle Beteiligten gedanklich mitnehmen zu können. Voraussetzung dafür ist es, dass die verschiedenen Arbeitsstände miteinander harmonisieren.

Die Formulierung gemeinsamer Leitlinien ist unerlässlich. Eine undefinierte Zusammenarbeit kann zu Verwirrung und Missverständnissen führen und erschwert die Verbindung der einzelnen Parteien. Zur Orientierung müssen klare Absprachen über Fragen, Aufgabenstellung, Arbeitsschwerpunkte, Qualitätskriterien und Zieldefinition erfolgen. Diese Prozesse sind zeitaufwendig und bedürfen den Willen nach Veränderung, einer guten Selbstreflexion und Rücksichtnahme auf andere Beteiligte, sowie verantwortungsvolles und verlässliches Arbeiten. Alle Beteiligten dürfen ihren Beitrag für eine angenehme

Zusammenarbeit leisten. Es wird sich lohnen.

„Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind.“
(Albert Einstein)

Begriffseinordnung

Kollaborativ entstammt dem lateinischen *collaborare*, “Co“ zusammen- und “laborare“ arbeiten und bezeichnet die Zusammenarbeit mehrerer Parteien mit einem gemeinsamen Ziel.¹ Die Begriffe *Kollaboration* und *kollaborieren* wurden im deutschsprachigen Raum hauptsächlich während der deutschen Besatzungszeit im 2. Weltkrieg verwendet und sind eher negativ konnotiert. Sie beschreiben die Zusammenarbeit mit dem Feind (in diesem Fall Nazi-Deutschland), gegen die Interessen des eigenen Landes. Die Doppeldeutigkeit des Wortes “laborare”, was auch als „in Gefahr sein“ übersetzt werden kann, bezeichnet zugleich den Zustand von dem oder der Kollaborateur:in, welche:r nicht selten wegen Landesverrat zum Tode verurteilt wurde.² Im Gegensatz zu den Wortbildungen Kollaborateur, Kollaboration oder kollaborieren, sind *kollaborativ* und das *Kollaborativ* positiv besetzt. Die Arbeit in einem *Kollaborativ* ist von etwaigen Machtverhältnissen losgelöst. Gewohnte (Macht-)Verhältnisse werden analysiert und hinterfragt, Gruppenstrukturen und Hierarchien verändert.

Literatur:

1*1 Städte wandeln sich mit den Menschen. Es gibt und gab je nach Hintergrund, geografisch, kulturell etc. verschiedene Entwicklungsprozesse, weshalb ich mich in diesem Text auf europäische Städte beschränke.

2 vgl. Andreas Becker, „Shopping: Sind Innenstädte noch zu retten?“, Artikel, <https://www.dw.com/de>, 11.08.2020.

3 vgl. Duden online, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Ladensterben>, 14.03.2021.

4 vgl. Kirsten Ebert, „Auswirkungen auf den stationären (Bekleidungs-) Einzelhandel und seine Handelsräume durch zunehmenden Onlinehandel“, Masterthesis Stadtplanung, 17. November 2016, S.21.

5 vgl. Ebd., S.22.

6 vgl. Ebd., S.23.

7 vgl. Vera Sprothen „Experten sagen großes Ladensterben voraus - auch ohne Coronavirus“, Artikel, Zeit Online, 20.03.2020.

8 vgl. Andreas Becker, 2020.

9 vgl. Boris Hedde, „Vitale Innenstädte 2020 | Stellschrauben zur lokalen Revitalisierung nach Corona“, IFH Köln, Kurzvideo, <https://www.ifhkoeln.de>, 18. Februar 2021.

10 Vera Sporthen, 2020.

11 Andreas Becker, 2020.

Ladensterben

Wieso „sterben“ unsere Städte und wie können wir sie (wieder)beleben?

die Städte rund um die zentralen Handels- und Kreuzungspunkte. Aus den mobilen Marktstände wurden ortsfeste Verkaufsf lächen, es entstanden Ladenstraßen und damit dauerhafter, regelmäßiger Handel an festen Standorten.⁴

Die industrielle Revolution im 19. Jahrhundert und der damit einhergehende technische Wandel, veränderte die Städte von Grund auf. Die Stadt und ihre Verheißungen lockten die Menschen in Scharen an. Aber die völlig neuen Lebensbedingungen im städtischen Raum, wie sehr beengtes Wohnen und lange Arbeitszeiten, machte es den Menschen kaum noch möglich sich mit den nötigsten Dingen selbst zu versorgen. Sie waren somit auf den Einzelhandel angewiesen. Dieser war durch die neuen Möglichkeiten der industriellen Massenproduktion nicht länger Produktions- und Lagerstätte, sondern nur noch Verkaufsstandort für verschiedenste Produkte. Läden und Geschäfte wurden zur Erlebnisfläche einer neuen, konsumorientierten Kommunikations- und Erfahrungswelt. Es entstanden Warenhäuser, die eine große Warenvielfalt in einem gediegenen Verkaufsraum anboten, sodass Bedürfnisse geweckt und Konsumwünsche kreierte wurden. Die Folge war ein Aussterben des kleinen traditionellen Einzelhandels, der nicht mit den in Massen produzierten Waren konkurrieren konnte.⁵

In den 1960er Jahren hatte die Einzelhandelslandschaft, durch die nach amerikanischem Vorbild entstandenen Shopping-Center, mit einem ähnlichen Problem zu kämpfen. Der gesamte innerstädtische Einzelhandel konnte der Konkurrenz der „Malls“ nur schwer standhalten. Warenhäuser und Läden mussten reihenweise schließen. Die Shopping-Center waren besser mit dem Auto zu erreichen, boten ein umfassendes Warensortiment für alle

Lebensbereiche und ein wetterunabhängiges Einkaufserlebnis. Die Geschäfte befanden sich alle unter einem Dach, sodass sie durch bequeme und kurze Wege erreichbar waren. Auch in Innenstädten und in Stadtteilzentren entstanden vermehrt große Kaufhäuser.⁶

Das kleine Bestehende musste sich also immer gegen das große Neue behaupten. Auch heute ist das nicht anders, nur die Dimensionen haben sich verändert: Der kleine lokale Einzelhandel muss mit dem unendlich großen World Wide Web konkurrieren.

Auf Grund des expandierenden Onlinehandels wird vermutlich im Jahre 2030 ein Viertel aller Unternehmen im deutschen Einzelhandel verschwunden sein.⁷

Ware von zuhause aus zu bestellen ist bequemer, die Auswahl größer, die Preise meist erschwinglicheren und das Preis-Leistungsverhältnis kann direkt direkt auf dem Handy, Tablett etcetera verglichen werden. Wie soll der stationäre Einzelhandel damit konkurrieren können? Er hat große Umsatzeinbußen und kann die sehr hohen die sehr hohen Mieten der privatisierten Immobilien nicht mehr bezahlen.⁸ Konsum und Handel sind aber nach wie

vor das wichtigste Motiv für den Besuch der Innenstädte:⁹ Wer Einzelhandel säht, erntet shoppende Menschen. Was aber zieht die Menschen in die Innenstadt, wenn unsere Läden sterben? Wie können die Innenstädte davor bewahrt werden, zu der toten Fläche zu werden, die so oft in dystopischen Filmen gezeigt wird? Wir sollten aus der Vergangenheit lernen. Der traditionelle Einzelhandel musste mit dem industriellen Einzelhandel konkurrieren; die Läden mit den Warenhäusern; die Warenhäuser mit den Shopping Malls; und nun der gesamte stationäre Einzelhandel mit dem Online-Markt. Anstatt Neues zu integrieren, wurden weitere Alternativen angeboten, somit zur Konkurrenz und ersetzte schlussendlich das Bestehende.

Ergo, der stationäre Einzelhandel wird vom Online-Handel verdrängt, wenn das bestehende Einzelhandelskonzept nicht grundlegend hinterfragt wird. „Wir müssen den Handel neu interpretieren als Teil der Freizeitgestaltung. Nur Ware anzubieten reich[t] nicht mehr aus. Der Wunsch nach mehr menschlichen Kontakten gegen die Vereinsamung muss[e] in moderne Handelskonzepte integriert werden.“ so IFH-Geschäftsführer Boris Hedde.¹⁰

Moderne Handelskonzepte sind vom Online-Markt abhängig und der bestehende Einzelhandel kann von den neuen digitalen Möglichkeiten profitieren. Bekanntes muss nicht einfach „sterben“, sondern sorgt damit für das „Erblühen“ von Neuem. So könnte der reine Kaufvorgang sogar komplett digitalisiert werden; Läden und

Geschäfte wären dann reine Erlebnis-, Austausch- und Ausstellungsfläche. „Freizeit- und Handelsangebot könnten gekoppelt werden. Wohnen, Kreativwirtschaft, Kultur, Gastronomie und Shoppen, all das müsse je nach Stadt sinnvoll miteinander verbunden werden. [...] Auch Schulen und Kindergärten sollten wieder in die Innenstadt zurückkehren, weil das zu einer Belebung beiträgt.“¹¹ Das Möbelgeschäft könnte sowohl Restaurant, als auch Veranstaltungsort sein. Die Informationen, wo welche Produkte erhältlich sind, könnten online eingesehen werden und der Kauf fände online statt. Testen und wirklich erfahren könnte man die Waren vor Ort. Den Volleyball bei einem gemeinsamen Match auf dem Marktplatz, danach das Möbel-Ensemble und/oder das Geschirrservice bei Kaffee und Kuchen. Auch Kleidung könnte in verschiedenen Geschäften einfach anprobiert und später, oder direkt vor Ort, online bestellt werden. Der Einzelhandel wäre keine Verkaufs- und Lagerfläche mehr, sondern ein reiner Erfahrungs- und Beratungsbereich. Vielleicht würden bei der Erlebnistour auch neue Dinge entdeckt, wie zum Beispiel das Interesse am Volleyball spielen, was vielleicht zum Kauf des Equipments anregt. Oder aber man würde sich gegen einen Kauf entscheiden, weil die gemeinsame und öffentliche Nutzung des Marktplatzes für ein Volleyballmatch den Reiz ausmacht. Das reine Verkaufsverhältnis würde in die digitale Welt verlegt und die Stadt böte damit **Räume** für zwischenmenschliche Beziehungen, für **Teilhabe** und Teilnahme. Begegnungen, die nicht nur an die Erwartungen zu kaufen oder zu verkaufen geknüpft wäre.

Die Pandemie macht deutlich, dass der Mensch zum Konsumieren die Innenstädte nicht braucht, die Innenstädte aber ohne

den Menschen tot und trostlos sind. Es ist der Mensch der die Stadt belebt. Wenn der Einzelhandel den Menschen nicht länger anzieht, dann ist es höchste Zeit, unser Konsum- und Handelskonzept grundlegend zu überdenken und über grundlegende Alternativen zum Konsum als zentrale Triebkraft nachzudenken. Was soll Menschen motivieren in die Innenstadt zu gehen und wie kann gestaltet werden um diese Motivationen anzuregen? Was wollen wir ernten und was müssen wir dafür säen?

von Famkje Marijka Elgersma

„Die Idee einer Innenstadt als Einkaufsort ist obsolet. Die Innenstädte müssen dem Bedürfnis nach Freizeitgestaltung gerecht werden“ (Jan Gehl)

Interessant, dass unsere Städte*¹ einen Zuwachs erfahren, immer größer werden, aber gleichzeitig vom Sterben der Städte gesprochen wird. Wieso „sterben“ unsere Städte und wie können wir sie (wieder)beleben?

Leere Ladenflächen und Werbebanner, die Schluss- und Räumungsverkäufe ankündigen, soweit das Auge reicht. In Zeiten der Pandemie ist dieses Szenario unübersehbar. Einerseits weil sie den Prozess beschleunigt hat, andererseits fehlt das geschäftige Treiben, das die Leerstände kaschiert.² Heute laufe ich durch die Einkaufsstraßen und sehe ein Puzzle, in dem die fehlenden Stücke das sowieso schon zusammenhanglose Bild prägen. Der Begriff *Ladensterben*, beschreibt den vom Onlinehandel verdrängten stationären Einzelhandel.³ Das verändert unsere Städte, tötet sie aber nicht. Diese Veränderungen sind in Zeiten des digitalen und technischen Wandels wenig verwunderlich, denn Städte sind kein starres Konstrukt, sie wandeln sich mit den Menschen und deren Lebensbedingungen. Während sich in der Antike der Handels-, Versammlungs- und Marktplatz in dem bestehenden Zentrum einer Siedlung bildeten, entstanden bereits im Mittelalter

Literatur:

1 vgl. Alan Powers, „Natur und Design“, Verlag Paul Haupt, erste Auflage, 1999, S.1.

2 vgl. Christian Schüle, „Sinnsuche im Gehölz“, Zeit.de, Artikel, 3. August 2010.

3 vgl. Laura Baumann und Sven Rose, „Nicht.Ort“, Theorieteil zur Masterarbeit, 2018, S.26.

4 Vilém Flusser, „Dinge und Undinge“, Carl Hanser Verlag, erste Auflage, 1993, S. 48;51.

5 vgl. Laura Baumann und Seven Rose, 2018, S.84

6 Ebd., S100.

7 vgl. Alan Powers, 1999, S.1.

8 vgl. Laura Baumann und Seven Rose, 2018, S.52.

9 vgl. Ebd., S.58.

10 vgl. Ebd., S.88.

11 vgl. Jari Niemelä, „Urban Ecology“, Oxford University Press, New York, 2001, S.265.

12 vgl., Ebd., S.214-215.

13 Albert Einstein.

14 vgl. Christian Schüle, 2010.

15 vgl. Ebd.

16 Alan Powers, 1999, S11.

Natur

Wieso entfremdet sich der Mensch von der Natur und wie natürlich ist diese Trennung?

Tief durchatmen, entspannen, Energie tanken. Im Wald, auf einer Wiese, in den Bergen oder am Meer. Vogelgezwitscher, summende Insekten, rauschender Wind. Fraglos ein Teil des Ganzen sein. Ein Kontrast zu dem geschäftigen Treiben der Stadt. Verkehr, Baustellenlärm, Lichter in vielen Farben, farbenfrohe Bilder, Gerüche von frischem Obst und Gemüse, Asphalt und Abgase. Hier ist der Mensch Teil der Stadt, betrachtet sich nicht länger als ein Teil der Natur und ist damit unfähig, im Einklang mit ihr zu leben.

Ist dem so? Wieso entfremdet sich der Mensch von der Natur und wie natürlich ist diese Trennung?

Es herrscht ein Ungleichgewicht zwischen Mensch und Natur, sie stehen in keiner symbiotischen Beziehung mehr zueinander, was schon allein durch diese klar getrennte Gegenüberstellung deutlich wird. Die Natur ist das Außen, getrennt von der Kultur.¹ Das Eintauchen in die Natur bedeutet den Ausstieg aus dem Alltagsgetümmel. Es heißt nicht umsonst „ich gehe raus, in die Natur“. Damit ist nicht der Spaziergang an einer Promenade, in einem gestalteten Park oder in begrünten Stadtteilen gemeint. Hier ist die „Natur“ kontrolliert, ein menschengemachter Ort und dadurch ein Teil des Menschen. Die Natur, für die wir raus gehen, die zu einem *Psychotop* wird, ist das vermeintlich „unberührte Stück Grün“, das Pflanzen- und Tierreich.²

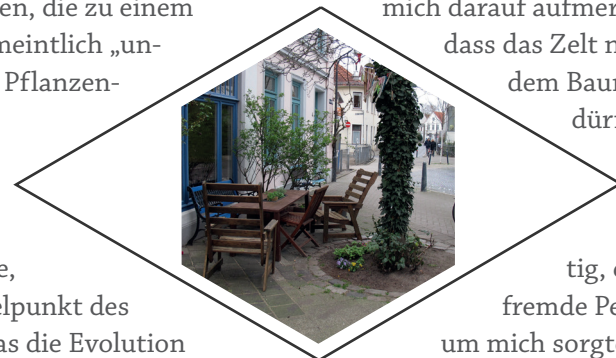
Diese Entfremdung und das extreme Verständnis von Natur, entsteht nicht zuletzt durch die Annahme, dass der Mensch der Mittelpunkt des Lebens ist, das höchste, was die Evolution bis dato hervorgebracht hat.³ Damit eignet er sich seine Umwelt an, macht diese nutzbar und gestaltet sie zu seinem eigenen

Wohl. Der Vorgarten soll schmücken, ist ein privater, grüner Rückzugsort und kann nach den eigenen Vorstellungen gestaltet werden. Die Entscheidung, welche Pflanzen wachsen dürfen und welche nicht, obliegt allein dem oder der Besitzer:in. Der Garten wird zum Objekt und laut Vilém Flusser ist er damit ein Werkzeug zur Erhaltung des Establishments.

„Der Garten ist jener durch Konventionen zu Natur kodifizierter Teil unserer Umgebung, in dem wir dem Getriebe des Kulturapparats zu entkommen trachten. Mechanisch wurde [er] bei der Planung des Einzelhauses entworfen, zu mechanisch festgesetzten Zeitpunkten [wird er] aufgesucht und die Menschen, die sich selbstmachend Erholenden, sind bloß Teil des Mechanismus.“⁴

Die Zimmerpflanze, der Vorgarten oder sogar der Park und die Bäume in der Stadt sind somit keine Rückkehr zur Natur, sondern eine zweckgebundene Aneignung. Dieser Fokus auf den Nutzen und die Objektifizierung der Natur, führt zu einem diskriminierenden Umgang mit ihr.⁵ Das mag irritierend klingen: Wie soll man die Natur denn diskriminieren?

Ich war in der Schweiz campen, es war ein Unwetter vorhergesagt und mein Zelt stand unter einem Baum. Jemand machte



mich darauf aufmerksam, dass das Zelt nicht unter dem Baum stehen dürfe. Ich fand es sehr umsichtig, dass diese fremde Person sich um mich sorgte, bis ich fahren musste, dass es nicht um mich, sondern um den Baum ging. In der Schweiz müssen, qua Gesetz, beim Auf-

schlagen von Zelten oder ähnlichem 3 Meter Abstand zu Bäumen gehalten werden, da diesen sonst eventuell Schaden zugefügt werden könnte. Ich musste laut lachen. So ein Unsinn, da sorgt sich ein Land mehr um die Pflanzen als um mich. Aber warum eigentlich sollte der Lebensraum dieser Pflanze weniger wert sein als meiner? Ganz schön egoistisch gedacht.

Während ich das schreibe, höre ich bereits die Stimmen die sagen „und da kommt noch so eine Ökotante um die Ecke. Dann umarm’ doch deine Bäume, aber lass mich in Ruhe mit dem Quatsch!“ Es fällt mir schwer, mit voller Überzeugung über die Verbindung von Mensch und Natur zu schreiben. Warum ist es schwer, dieses offensichtliche Ungleichgewicht zu thematisieren? Warum ist es so schwer zu akzeptieren, dass die Natur einen entscheidenden Einfluss auf unseren Körper und unsere Psyche hat, obwohl wir täglich damit konfrontiert sind und sei es nur durch wetterbedingte Launen? Wie kann es sein, dass wir nicht an gemeinsame Schwingungen und eine Verbundenheit glauben, wenn wir doch die Auswirkungen des Spaziergangs im Wald oder einer Fahrradtour im Grünen ganz deutlich spüren? Was hat das mit „glauben“ zu tun und wieso kann ich da meinen Empfindungen nicht einfach vertrauen? Wieso ist es angeblich leichter, sich von dem natürlichen Lebensumfeld zu entfremden, als damit in Verbindung zu gehen, ihm zu vertrauen und es zu spüren? Diese Entfremdung und Trennung von Mensch und Natur ist ein relativ modernes Phänomen.

„Die globale Urkultur der Jäger und Sammler der Steinzeit, eine Zeitspanne, die immerhin 97% des menschlichen Daseins auf diesem Planeten ausmacht, hatte ein offenes, freies und unmittelbares Verständnis von den Verhältnissen von Mensch zu

Mensch, Mensch zu Natur und Mensch zu geistigen Wesenheiten.“⁶ Es war lebensnotwendig mit der Umwelt und somit mit der Natur in Verbindung zu gehen, den kompletten Kosmos aus Energien und den gemeinsamen Herzschlag, in dem alles Leben miteinander schlägt, wahrzunehmen. Heute wird diese Denkweise eher abschätzig als, „spirituell“ und unglaubwürdig wahrgenommen. Unglaubwürdig, weil es nicht wissenschaftlich bewiesen ist, obwohl wir nachweislich wissen und spüren, dass die Natur ausgleichend und beruhigend auf uns wirkt, weil der Mensch eben ein Teil der Natur ist.⁷ Die Verbindung von Mensch, Natur und Geist beruht auf einer sphärischen, unsichtbaren Ebene. Das ist nicht vereinbar mit der, durch die Wissenschaft geprägten, abendländischen Denkweise. Wissenschaft vermittelt Gewissheit, teilt in „richtig“ und „falsch“. Entweder es gibt etwas oder eben nicht, alles nicht wissenschaftlich erklärbar ist damit unglaubwürdig.⁸ Um zu verstehen und zu erklären, werden alle Organismen in ihre Einzelteile zerlegt und erforscht. Dadurch wissen wir, dass die Pflanzen, über die Photosynthese für bessere Luftqualität sorgen. Ergo, es braucht Pflanzen um die Feinstaubbelastung zu minimiere und die Natur wird Mittel zum Zweck. Diese ergebnis- und zweckorientierte Betrachtungsweise treibt den spaltenden Keil immer tiefer und der Mensch und seine Umwelt werden, reduziert auf einzelne Funktionen, zu „Bio-Computern“.⁹

Es wird an einzelnen Fäden gezogen, ungeachtet der Konsequenzen, die dieses unablässige Rütteln auf das ganze Netz hat. Vor lauter einzelnen Fäden, wird das Netz als gesamtes übersehen. Somit wirkt es viel einfacher, den Menschen getrennt von der Natur zu betrachten und den wechselseitigen Einfluss aufeinander misstrauisch

zu beäugen oder zu belächeln. Muss erst bewiesen werden, dass die Pflanzen die Luftqualität verbessern; ist das aber nicht deutlich spürbar? Was ist außerdem spürbar aber vielleicht noch nicht bewiesen und darum noch nicht „existent“? Um den Menschen wieder natürlich mit seinem Lebensumfeld zu verbinden, muss es demzufolge ein neues Verständnis von Wissenschaft und Forschung geben, in der ein ganzheitliches Fortschreiten möglich ist und auch Ungewissheiten einen Platz haben. Schließlich ist ein Vorgang, nur weil wir ihn noch nicht verstehen, nicht unmöglich.¹⁰ Wie Albert Einstein schon sagte: „Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind.“

Die Natur könnte von der rationalen, zweckorientierten Betrachtungsweise losgelöst werden. Es wäre möglich mit ihr in Verbindung zu treten, sie zu erkennen und sie wirklich zu erfahren. Das ist elementar wichtig um sie nachhaltig in das (Stadt) leben zu integrieren. Die Natur würde es dem Menschen ermöglichen, in seinem natürlichen Umfeld zu leben und sowohl für ein besseres psychisches, als auch physisches Wohlbefinden sorgen.¹¹ Zusätzlich hätte sie die Möglichkeit sich selbst zu heilen.¹²

Kunst und **Design** kann in diesem Fall den Samen zum Erblühen bringen. Durch die Gestaltung von Erlebnissen wird Unsichtbares sichtbar, die Natur erfahrbar und Bedürfnisse geweckt. „Wieder und wieder hat der Erkenntnisdrang zur Illusion geführt, dem Menschen sei es möglich, die objektive Welt rational zu verstehen, allein durch Nachdenken und ohne empirische Grundlage“¹³ und darum ist die Begrünung, das Integrieren der Natur in die Städte, so wichtig. In Ansätzen passiert das bereits, es gibt immer mehr Initiativen, es findet Ur-

ban-Gardening mitten auf dem Marktplatz statt, Brachflächen werden umfunktioniert zur Kinderwildnis und Schrebergärten sind nicht länger spießig. Neue Materialien kommen zum Einsatz und natürlich nachwachsende Rohstoffe werden immer wichtiger.¹⁴ Damit ist die Natur zwar nach wie vor zweckgebunden, ändert jedoch die **Atmosphäre** einer Innenstadt und weckt ein Bewusstsein für das natürliche Lebensumfeld und vielleicht sogar das Bedürfnis nach mehr; denn nur wer die Natur erfährt, wird sie auch retten.¹⁵

Wenn diesen natürlichen Prozessen **Raum** gegeben und die Natur integriert wird, das als Fortschritt und nicht als Rückschritt angesehen wird, dann kann eine lebenswerte Zukunft gestaltet werden. Somit kann die digitale und technische Entwicklung unvoreingenommen mit und von der Natur lernen und ganzheitlich fortschreiten. Es ist doch wundervoll, Utopien zu denken, in denen es leuchtende Pflanzen gibt, wachsende Häuser und ein gemeinsame vernetztes Kommunikationssystem über Wurzeln und Äste, Masten und Kabel. Warum also nicht wieder mit der Natur zusammenarbeiten? „Es geht nicht darum, Naturformen zu kopieren, sondern darum, in den Naturprozess einzudringen und sie durch den menschlichen Geist umzuwandeln, ohne sie zu denaturieren.“¹⁶ Ein Geben und Nehmen.

Es ist nicht schwer, sich dieses Schlaraffenland auszumalen, eine Welt die, wir von etlichen Bildern und Filmen kennen. Ein Bild, das die Stadt der Zukunft zeichnet. Wann damit anfangen, wenn nicht jetzt?

von Famkje Marijka Elgersma

Literatur:

¹vgl. <https://blog.sozioologie.de/2013/03/die-interaktion-von-mensch-und-raum-durch-raumproduktion-raumwahrnehmung-und-raumaneignung/>, 15.2.21.

²vgl. Ole Meinfeld, "Inklusion - Wege in die Teilhabegesellschaft", Heinrich-Böll-Stiftung und Campus Verlag Frankfurt/New York, 2015, S.55.

³vgl. Ebd. S.55.

⁴vgl. Herbert Schubert, "Sozialraumanalyse Grundlagen-Methoden-Praxis", Leske+Budrich Opladen, 2002, S.169.

⁵vgl. Ebd.S.172.

⁶vgl. Jürgen Hasse, "Atmosphären der Stadt", Jovis Verlag, 2012, S.25.

⁷vgl. Ebd. S.17.

⁸vgl. Kathrin Wildner und Hilke Marit Berger, "Das Prinzip des öffentlichen Raums", www.bpb.de, 12.2.21

⁹vgl. Ebd. 12.2.21.

¹⁰vgl. Thomas Krämer-Badoni, Klaus Kuhm (Hrsg.), "Die Gesellschaft und ihr Raum", Leske+Budrich Opladen, 2003, S.156.

¹¹vgl. Kathrin Wildner und Hilke Marit Berger, "Das Prinzip des öffentlichen Raums", www.bpb.de, 12.2.21

¹²vgl. „<https://garagemca.org/en/publishing/rem-koolhaas-junkspace>“ <https://garagemca.org/en/publishing/rem-koolhaas-junkspace>; 15.2.21.

¹³vgl. <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216873/prinzip-des-oeffentlichen-raums> , 12.2.21.

¹⁴vgl. Ole Meinfeld, "Inklusion - Wege in die Teilhabegesellschaft", Heinrich-Böll-Stiftung und Campus Verlag Frankfurt/New York, 2015, S.58.

¹⁵vgl. Ebd. S. 61.

¹⁶vgl. Martina Löw, "Raumsoziologie", suhrkamp Verlag, 2001.

¹⁷vgl. Ole Meinfeld, "Inklusion - Wege in die Teilhabegesellschaft", Heinrich-Böll-Stiftung und Campus Verlag Frankfurt/New York, 2015, S.62.

¹⁸vgl. Kathrin Wildner und Hilke Marit Berger, "Das Prinzip des öffentlichen Raums", www.bpb.de, 12.2.21

¹⁹ vgl. Ole Meinfeld, "Inklusion - Wege in die Teilhabegesellschaft", Heinrich-Böll-Stiftung und Campus Verlag Frankfurt/New York, 2015, S.60.

Räume

Was sind öffentliche Räume?

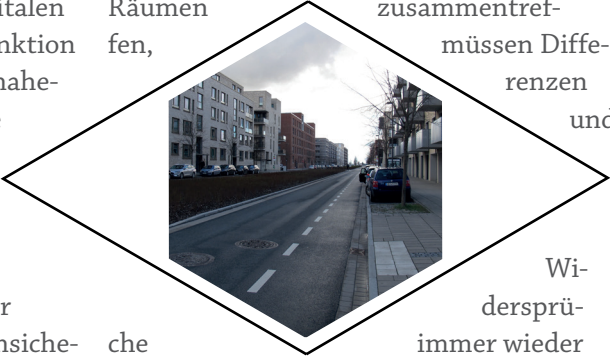
Was sind öffentliche Räume? Um diese Frage zu beantworten, ist es wichtig die Merkmale der Räume zu definieren: Raum ist Innen, ist Außen, ist privat, ist öffentlich, ist Objekt, ist Subjekt. Räume sind soziale Produkte, die in Wechselwirkung von Raumgestaltung, Raumwahrnehmung und Rauman eignung entstehen.¹ Die spezifische Funktion der öffentlichen Räume zeichnet sich durch die Möglichkeit zur Begegnung zwischen Fremden und Freunden aus. Sie ermöglichen gemeinsame Erfahrungen, die kultureller, politischer oder sozialer Natur sein können.² Begegnung ist ein grundlegendes Bedürfnis des Menschen. Es ist „eine in der täglichen **Interaktion**, mit Anderen erlebte Form der Berücksichtigung der eigenen Person, die das Gefühl verschafft, nicht geschnitten und gemieden, sondern beachtet und beteiligt zu werden.“³

Die Grundlage dieser Räume ist die *Raumgestaltung* durch Elemente der Architektur und Stadtplanung. Diese definieren Räume in deren Struktur und Ausrichtung zueinander. So wird der Raum zwischen zwei Häusern z.B. zu einer Straße oder einem Platz.⁴ Elemente der **Orientierung** in öffentlichen Räume sind sowohl materielle, wie die gebaute und natürliche Umwelt, Handlungsobjekte unseres Alltags (meist Konsumgüter), als auch Zeichen- und Kommunikationssysteme. Genauso ist auch Immaterielles, wie Umgangsformen, Höflichkeitsrituale und Aktivitäten der Freizeit- und Esskultur⁵, Element von öffentlichen Räumen, die der Mensch

visuell und sinnlich als **Atmosphären** wahrnimmt. Diese verschiedenen Strukturelemente können genutzt werden, um funktionelle Räume, wie Verkehrs-, Konsum-, Kommunikations- oder Erholungsräume zu gestalten. Der Mensch eignet sich diese Räume durch seine Handlungen an.⁶ Entweder, um den funktionellen Raum einer Straße als Autofahrer:innen und Fahrradfahrer:innen zu beleben oder um selbstbestimmt auf dem Stück Wiese vor dem Haus Fußball zu spielen. Heutzutage leben wir in einer Gesellschaft, die großflächig nach Selbstverwirklichung und Kapital strebt. Das färbt auf die Entstehung der öffentlichen Räume ab, welche zunehmend dominiert sind von Selbstbehauptung, Selbstdarstellung und Absatzförderung auf dem Markt: Priorität in der Gestaltung haben prestigefördernde Oberflächen, die das Erlangen von Bewunderung und Selbstdarstellung zum Ziel haben. Mit Hilfe von digitalen Medien, Werbung und Erlebnisangeboten wird um die Aufmerksamkeit aller geworben.⁷ Durch die einhergehende Vereinheitlichung verlieren die Räume an Einzigartigkeit. Dieses Phänomen finden wir besonders in deutschen Innenstädten, in deren einheitlich gestalteten Fußgängerzonen. Diese sind

gepflastert mit Läden und deren leuchtender, bewegter oder greller Reklame. Auch der Bahnhof ist Konsumschlagplatz geworden. *Begegnung* findet oft nur an der Kasse statt oder wenn auf der Straße etwas verkauft oder um Almosen gebeten wird. Stadtplanerinnen, Politikern und Investoren nutzen öffentliche Räume vorrangig als Werkzeuge, um exklusive Areale des Konsums zu schaffen.⁸ Im Zuge dieser Entwicklungen kommt es zu einer reduzierten Raumbindung der Bevölkerung durch endpersonalisierte Räume und Entfremdung zwischen Bürger:innen. Der moderne Mensch verstärkt diese, indem er sich vermehrt im Privaten aufhält, seinen Urlaub nicht zuhause verbringt, sondern weit entfernte Orte besucht oder Angebote, wie kommerzialisierte Freizeitparks nutzt. Früher stand *Begegnung*, auch der politische Austausch, als zentrale Funktion im Mittelpunkt von öffentlichen Räumen. Heute werden diese dominiert von ökonomischen Prozessen, wie Kommerz und Privatisierung. Gesellschaftliche Entwicklungen spielen im Rahmen von Mobilität, Tourismus und Migration ebenfalls eine Rolle. **Digitalisierung** verschärft diese Entwicklungen. Problematisch ist dabei, dass durch die Verlagerung von analoger Kommunikation in die digitalen Medien, öffentliche Räume, ihre Funktion des Austauschs und der *Begegnung*, nahezu verloren haben. Die verbleibende Funktion der öffentlichen Räume reduziert sich auf die formale Aufgabe, bestehende Räume zu trennen oder zu verbinden. Dieser aktuelle Gestaltungstrend der öffentlichen Räume schafft einen unsicheren Raum, in dem private und öffentliche Räume sich vermischen und kaum noch voneinander zu unterscheiden sind.⁹ Privata-

te Einkaufszentren wirken durch Springbrunnen und Parkbänke, wie öffentliche Plätze und der öffentliche Bahnhof, wie ein Einkaufszentrum.¹⁰ Verstärkt wird dies durch private Handlungen, wie das Telefonieren oder Formen von Freizügigkeit im öffentlichen Raum. Unvorhersehbare Rauman eignung durch Menschen findet kaum noch statt, da diesen und ihren Bedürfnissen, durch statisch gestaltete Räume Veränderungsprozesse verweigert werden. Reem Kolhaas nennt diese Räume „Junkspace“.¹¹ Die Möglichkeit der *Begegnung* findet in öffentlichen Räumen kaum noch statt. Funktional, juristisch, sozial und baulich haben Veränderungen stattgefunden, so dass der öffentliche Raum mehr und mehr an Qualität als sozialer Möglichkeitsraum verliert. Für mich steht die Frage im Raum, ob wir diese gebauten und kontrollierten Räume immer noch *öffentlichen* Raum nennen können? Denn dafür gibt es bedeutende Anforderungen: Der öffentliche Raum soll ein gelebter Raum sein, der “sich erst in dem Aufeinandertreffen unterschiedlicher Menschen, Praktiken und Meinungen herstellt”.¹² Das beinhaltet den freien Zugang aller, sowie die Freiheit zu selbstbestimmtem Handeln. Aufgrund einer großen Vielfalt an Menschen, die in öffentlichen Räumen zusammentreffen, müssen Differenzen und Widersprüche immer wieder ausgehandelt werden können. Damit das stattfinden kann, müssen öffentliche Räume *inklusiv* gestal-



tet sein. Anstatt auf ein einziges ideelles Konzept, wie dem Konsum und der damit einhergehenden Exklusion weniger bemittelter Menschen, reduziert zu werden. Sie müssen eine “Pluralität von Erfahrungen” schaffen¹³, indem sie heterogene Räume gestalten, die für alle Gesellschaftsgruppen zugänglich sind und zur *Rauman eignung* einladen. Konkret bedeutet das, eine diverse Gestaltung von Orten, eine inklusive Regulierung im Sozialsystem, Teilhabe und Engagement von Bürger:innen. Die Lebendigkeit öffentlicher Räume können Gestaltende zwar nicht bauen, steuern oder verordnen, aber durch *Raumplanung*, Infrastruktur und aktive *Inklusion* von Bürgern können *Rahmen* dafür geschaffen werden.¹⁴ Der gestalterische Fokus sollte statt auf einen einzigen Raum, auf diversen „Pfadern, Verbindungen und Knotenpunkten“¹⁵ liegen. Durch die oben erwähnten *Strukturelemente* (s.o. 2. Absatz) kann so eine Infrastruktur gestaltet werden, um Räume mit inklusiver Wirkung zu schaffen. Richtet sich zum Beispiel eine städtische Struktur auf einen zentralen Marktplatz aus, kommen dort unterschiedliche Menschengruppen zusammen, die sich normalerweise in ihren Milieus eher separieren. Auch die Elemente der Räume, sollten eine offene Gestaltung für eine räumliche *Inklusion* vorweisen. Beispielsweise ein barrierefreier Zugang zu öffentlichen Räumen für Rollstuhlfahrer:innen entscheidend. Gleichberechtigter Zugang kann auch durch die zuvor erwähnte Privatisierung in öffentlichen Räumen erschwert werden.¹⁶ Zentraler Bestandteil zur *Rauman eignung* ist die *Begegnung* von Bürger:innen in öffentlichen Räumen. Das bedeutet, dass die Mitgestaltung durch Bürger:innen unverzichtbar ist. Voraussetzung dafür ist ein sichtbares Auftreten, damit sozialem Austausch z.B. auf Basis von bürgerlichem

Engagement, Kunstobjekten oder Demonstrationen stattfinden kann. Außerdem muss sich die Umgebung an Bedürfnisse von Bürger:innen anpassen können.¹⁷ Anstelle von statischen Bauten, ist es sinnvoll temporäre Räume zu schaffen, die sich flexibel der stetig verändernden Umgebung anpassen können. Für Gestalter:innen bedeutet dies, transparent zu arbeiten, Raum für **Teilhabe** zu ermöglichen und Vielfalt, auch Unordnung und Spontanität zuzulassen. Ideal wäre ein beweglicher und differenzierter Raum, der soziale, kulturelle, städtebauliche und geschlechtliche Exklusionen aufhebt und so ein einziges Angebot der *Inklusion* darstellt.¹⁸ Utopische öffentliche Räume bieten demnach Möglichkeit, Integration, Vielfalt, Wandel, Begegnung, Multifunktionsfähigkeit, Widerspruch, Verhandlung, Verzicht auf Kontrolle, Unbestimmtheit, Unordnung.

von Sarah-Lea Langner

“Qualitativ hochwertige, für alle offene und sichere öffentliche Räume machen die Stadt lebendig: Sie schaffen Räume für Begegnungen, Austausch und Integration.” (Leipzig Charta 2020)

Literatur:

- 1 vgl. Andreas Dohmen, „Wie digital wollen wir leben?“, Patmos Verlag, 1.Auflage, 2019, S.201.
- 2 BMI „Smart City Charta, Digitale Transformation in den Kommunen nachhaltig gestalten“, 2017, S.9, 20.12.2020.
- 3 vgl., Ebd. S.10.
- 4 4 vgl., Ebd. S.11.
- 5 vgl., Ebd. S.12.
- 6 vgl. <https://www.smartcityexpo.com>, 06.01.2021.
- 7 7 vgl. <https://www.smart-city-dialog.de>, 06.01.2021.
- 8 vgl. BMI, 2017, S.9, 20.12.2020.
- 9 vgl. <https://www.smarter-together.eu/de>, 04.01.2021.
- 10 vgl. <https://futurecitylangenfeld.de>, 04.01.2021.
- 11 vgl. <https://www.herzlich-digital.de>, 04.01.2021.

Smart City

*Kann der digitale und technische Wandel genutzt werden, um diese Herausforderung zu meistern
und wie smart sind die Lösungsansätze?*

Alle Parkplätze sind belegt, überall stehen E-Scooter und es wird ohne Ende gebaut. Die wachsenden Städte stehen vor der Aufgabe den Menschen auch weiterhin eine gute Lebensgrundlage zu bieten. Die Lösung für diese Herausforderung wird darüber entscheiden, wie nachhaltig und lebenswert unsere Welt in Zukunft sein wird.

Kann der digitale und technische Wandel genutzt werden, um diese Herausforderung zu meistern und wie smart sind die Lösungsansätze?



Smart City klingt nach cle- Überall Ge- räte für unterschiedlichste technischen Funktionen, geräuschlose Autos, gepflasterte Plätze und Wege. Alles hat seine Ordnung, nichts ist unkontrolliert. Zwar basiert der Wandel der Stadt zur Smart City auf der **Digitalisierung**, und damit auf dem Sammeln und Auswerten von Daten, diese werden aber nur genutzt, um ganzheitliche Vorschläge zur Umwelt- und Ressourcenschonung zu erarbeiten.¹ „Smart City nutzt Informations- und Kommunikationstechnologien, um auf der Basis von integrierten Entwicklungskonzepten kommunale Infrastrukturen, wie beispielsweise Energie, Gebäude, Verkehr, Wasser und Abwasser zu verknüp-

fen.“² Dafür arbeiten Länder, Städte und Kommunen zusammen mit Bürger:innen an Konzepten, welche die digitalen und technologischen Möglichkeiten nachhaltig im sozialem, ökologischen und ökonomischen Sinne in das Stadtleben integrieren sollen.³ Die Stadt soll nicht zu einem Trainingsfeld im Kampf um die schnellsten und besten Entwicklungen werden, sondern es sind vielmehr der Mensch, seine Lebensgrundlage und die Gesellschaft, welche im Mittelpunkt stehen.⁴ Die Konzepte der Smart City sollen somit auch gewährleisten, dass die von den Bürger:innen gesammelten und ausgewerteten Daten geschützt sind, damit die Datenerfassung nicht für andere Zwecke missbraucht werden kann.⁵ So kann das Lokalisieren von Geräten bei der Parkplatzsuche behilflich sein, darf aber nicht für Überwachungs- und Werbezwecke oder ähnliches genutzt werden. Würden die Daten z.B. mit anderen Apps ungeschützt kommunizieren, könnte es passieren, dass man sich am Ende des Tages wie zufällig auf einem Parkplatz direkt vor einem vietnamesischen Restaurant wiederfände, weil man zuvor nach vietnamesischen Rezepten gesucht hat. Das ist nur ein beliebiges Beispiel, für einen solchen Datenmissbrauch.

Die digitale Transformation soll also aktiv von Bürger:innen mitgestaltet und ins Stadtleben integriert werden, damit von neuen Innovationen profitiert werden kann, bei gleichzeitiger Minimierung des Missbrauchrisikos. Seit 2011 findet dafür der *Smart City Expo World Congress* in Barcelona statt, wo sich Vertreter:innen aus Stadtplanung, Bürgerinitiativen, Ländern, Forschung und Kommunen über aktuelle Trends und Erfahrungen austauschen.⁶ Des Weiteren

hat die Bundesregierung im Jahr 2016 die Plattform *Smart City Dialog* eingerichtet, um gemeinsam im Dialog mit Politiker:innen, Personen aus Wirtschaft, Wissenschaft, Zivilgesellschaft und Vertreter:innen von Städten und Kommunen, Smart City Konzepte zu entwickeln.⁷ Die daraus entstandene Smart City Charta begründet anhand von Vorschlägen, Szenarien, wie auch internationalen Beispielen, ein Werte- und Zielverständnis für die Gestaltung der Zukunftsstädte in Deutschland. Zentral für die digitale Transformation einer Stadt zu einer Smart City sind die folgenden vier Leitlinien:⁸

1. Ziele, Strategien und Ressourcen
2. Transparenz, Teilhabe und Mitgestaltung
3. Infrastruktur, Daten und Dienstleistung
4. Ressourcen, Kompetenzen und Kooperationen.

Es gibt bereits einige Modellprojekte, für die stadtspezifische Konzepte nach den Werte- und Zielverständnissen der Smart Cities entwickelt wurden und nun getestet werden. Sie sollen als vielfältige Lernbeispiele dienen und Vorbild für zahlreiche weitere Städte und Kommunen sein. *Smarter Together* ist eines dieser Pilotprojekte.⁹ Es möchte mit innovativen Lösungsvorschlägen zu E-Mobilität, erneuerbaren Energiequellen und gemeinschaftlichem Arbeiten die Lebensqualität in den Städten München, Lyon und Wien steigern. In *FUTURE CITY Langenfeld* wird der Einzelhandel vernetzt und digitalisiert, sodass beispielsweise -nach der der Eröffnung eines Stadtschlüsselkontos - den Kontoinhaber:innen in der Stadt Langenfeld jegliche Parkgebühren erlassen werden.¹⁰ In Kai-

erslautern wiederum ist die Entstehung von „Dritten Orten“, also Orten der Begegnung und des Austausches, in Planung. Eine vereinfachte digitale Vernetzung, soll es den Bür-

„Voraussetzung dafür ist die konsequente Umsetzung einer integrativen Stadtplanung.“
(Brigitte Bach)

ger:innen ermöglichen Veranstaltungen wie Tango-Abende, Weinproben oder ähnliches im öffentlichen Raum zu organisieren. Wenig genutzte Orte würden zu temporären Schauplätzen werden. Die aktive **Teilhabe** und Teilnahme der Bürger:innen an dem Stadtgeschehen soll die Zentren beleben und das **Laden- und Städtes-terben** verhindern. Des Weiteren sind lokale Logistik-Stationen (Packstationen) geplant, um den Lieferverkehr zu verringern.¹¹ Das sind nur einige wenige Beispiele von vielen, die aufzeigen, dass sich einiges in den Städten der Welt verändert. Alle Projekte und Leitlinien vereint jedoch das Streben nach einem ganzheitlichen, integrierenden und nachhaltigen Konzept.

So vielversprechend das Ganze auch klingt, die Umsetzung der Idee muss dennoch kritisiert werden. Bereits bestehende

Gegebenheiten müssen hinterfragt und eventuell neu integriert werden. Die Digitalisierung kann nicht die Lösung sein, die unsere Probleme behebt. So sollten beispielsweise als erstes die Folgen der autogerechten Stadt beseitigt werden, bevor das Problem mit darauf aufbauenden Innovationen gegebenenfalls nur vergrößert wird. Der Individualverkehr zum Beispiel wird durch eine vereinfachte digitalisierte Parkplatzsuche und einem kostenfreien Parkangebot wieder zunehmend attraktiver. Wollen wir aber wirklich weiterhin von Autos und Straßen dominierte Städte? Vielleicht sollten die Straßen viel eher begrünt und die entstehenden Flächen von Menschen bespielt werden. Vielleicht macht eben nicht das praktische Einparken eine City „smart“, sondern die vereinfachte Nutzung der öffentlichen Verkehrsmittel (kostenfrei, gute Taktung, übersichtlich durch App etc.). Durch die Minimierung des Individualverkehrs könnten Straßen, Parkplätze und andere von Autos dominierten Orte zu Treffpunkten werden, um gemeinsam Sport zu treiben, zu picknicken oder einfach in Austausch zu gehen.

Wir befinden uns im digitalen Zeitalter, dürfen die neuen Möglichkeiten nicht aus Angst oder **Überforderung** ignorieren, sondern müssen sie smart integrieren, ohne das Bestehende zu ignorieren. Sowohl das Neue als auch das Alte muss angeschaut und hinterfragt werden: Jetzt ist die Zeit, sich daran zu beteiligen; jetzt entsteht Zukunft.

Literatur:

¹ vgl. Jens S. Dangschat, "Partizipation, Integration und öffentlicher Raum", eNewsletter Netzwerk Bürgerbeteiligung 01/2011, S.1.

² vgl.,Ebd. S.2.

³ vgl. Fabienne Hoelzel, "Stadtentwicklung: Top-Down oder Bottom-Up?", Heinrich Böll Stiftung, 2015.

⁴ vgl. Mazda Adli, "Stress and the City", C. Bertelsmann, 2017, S.343.

⁵ vgl. <https://www.kubi-online.de/artikel/kulturelle-bildung-partizipation-semantische-unschaerfen-regulative-programme-empirische>, 30.10.2020.

⁶ vgl. Arnstein, Sherry R. JAIP, „A Ladder of Citizen Participation“, Vol. 35, No. 4, 1969, pp. 216-224., S.10

⁷ vgl.,Ebd. S.11.

⁸ vgl. Fabienne Hoelzel, "Stadtentwicklung: Top-Down oder Bottom-Up?", Heinrich Böll Stiftung, 2015.

⁹ vgl. Arnstein, Sherry R. JAIP, „A Ladder of Citizen Participation“, Vol. 35, No. 4, 1969, pp. 216-224., S.7.

¹⁰ vgl., Ebd. S.12.

¹¹ vgl., Ebd. S.13

¹² vgl. Jens S. Dangschat, "Partizipation, Integration und öffentlicher Raum", eNewsletter Netzwerk Bürgerbeteiligung 01/2011, S.4.

Teilhabe

Wie und wie viel Teilhabe ist im gestalterischen Prozess sinnvoll?

Seit den 1980er Jahren zeichnet sich ein rasanter sozialer Wandel in der westlichen Gesellschaft ab. Dieser sorgt vor allem in Ballungszentren für eine starke Heterogenität, die sich in verschiedenen Wertemustern, Lebensweisen und Lebensstilen äußert.¹

Das bedeutet Vielfalt. Einerseits positiv, andererseits erschwert die Heterogenität eine gemeinschaftliche Identifikation mit öffentlichen **Räumen**. Grund dafür ist eine Polarisierung von Strukturen, wie „Macht und Ohnmacht, Aktivität und Passivität, Pro-Aktivität und Resignation“², sowie eine Separierung von Interessengruppen.

Nicht nur die politischen und privaten Beziehungen leiden unter diesen Verhältnissen. Stadtbewohner:innen identifizieren sich immer weniger mit dem öffentlichen Raum. In planerischen Prozessen werden Stadtbewohner:innen häufig bevormundet, sie verlieren Kontrolle und tragen auch keine

Verantwortung für die eigene Umgebung. Planer:innen beziehen sich in ihrer Planung und Ausführung in der Regel auf statistische Daten. Diese betrachten die Bedürfnisse von stereotypisierten Personengruppen im öffentlichen Raum, jedoch sagen sie immer wenig darüber aus, was Individuen wirklich wollen. Noch problematischer ist die größer werdende Anzahl an öffentlichen Plätzen und Gebäuden in privatem Besitz. Der Einfluss auf die Gestaltung des sozialen öffentlichen Lebens ist somit privatisiert.

Entscheidungsträger:innen, wie zum Beispiel Eigentümer:innen, Expert:innen und Initiator:innen und die städtische Verwaltung, als Teil der Exekutive, haben eine politische oder rechtliche Legitimation, mit der sie den Gestaltungsprozess dominieren können. Verschärft wird diese

Situation von Ungerechtigkeit gegenüber Betroffenen bei schwacher Führung und Korruption.³ Folglich zieht sich der Mensch verstärkt in seinen privaten Raum zurück, um sich dem sozialen Stress und der **Überforderung**, die aus ungleichen Machtverhältnissen resultiert, nicht aussetzen zu müssen.

Der öffentliche Raum kann die Bedürfnisse der Stadtbewohner:innen nicht erfüllen, weshalb sie versuchen diese sekundär zu befriedigen, in dem sie z. B. mit dem Auto in eine andere Region fahren, die Erfüllung vor dem Fernseher oder anderen Medien suchen. An den “unzähligen urbanen Gärten und temporären Initiativen auf öffentlichen Plätzen [...] zeichnet sich ab, dass sich die Menschen gestaltend in die Stadt einbringen wollen.”⁴

Betroffene, die oft die direkten Auswirkungen dieser Entscheidungen spüren, werden in vielen Fällen nicht involviert. Es wird über ihre Köpfe hinweg entschieden, obwohl es naheliegend ist die Stadtbewohner:innen in den Prozess einzubeziehen. Können wir als Gestalter:innen diese Beziehungen positiv beeinflussen, indem wir möglichst viele Beteiligte demokratisch an Gestaltungs- oder Entscheidungsprozesse beteiligen?

Solch ein Planungsprozess kann durch Partizipation erreicht werden. Dieser gibt die Möglichkeit zur Information, Mitsprache, Mitwirkung und/oder Mitbestimmung von Betroffenen. Es geht darum, die Menschen zu ermächtigen Verantwortung für ihr Leben und ihre Umgebung zu übernehmen und sich mit dieser zu identifizieren.⁵ Zur Gestaltung von Teilhabe in diesem Prozess ist grundsätzlich zu überlegen, wie Entscheidungsbefugnisse zwischen Entscheidungsträger:innen und Betroffenen verteilt werden:

Als Basis müssen Betroffene über Rechte,

Verantwortlichkeiten und Möglichkeiten, informiert werden. Diese Ebene der Teilhabe beinhaltet noch keinen Austausch zwischen Entscheidungsträger:innen und Betroffenen.

Ein weiterer Schritt in die Richtung einer umfassenden Teilhabe besteht darin Betroffene dazu einzuladen, ihre Gedanken und Ideen mit den Entscheidungsträger:innen zu teilen. Zu den bekanntesten Methoden im städtischen Raum gehören Umfragen, Nachbarschaftstreffen und öffentliche Vorträge und Diskussionen. Entscheidungsträger:innen ist vorbehalten, Ergebnisse ihrer Befragungen zu nutzen. Wünschenswert wäre, die Betroffenen als Berater:innen in Entscheidungsprozessen agieren zu lassen. Auch bei dieser Möglichkeit der Teilhabe behalten die Entscheidungsträger:innen die Entscheidungsbefugnis.

Eine Gleichberechtigung kann nur entstehen, indem gemeinsam Grundregeln für Entscheidungsbefugnisse festgelegt werden. Meistens behalten Entscheidungsträger:innen ein finales Vetorecht.

Ein gleichberechtigter volldemokratischer Partizipationsprozess bedeutet jedoch, dass niemand die absolute Kontrolle innehat. Es kann z. B. Interessengruppen das Vetorecht zugesprochen werden oder die Position zur Entscheidung über die Inanspruchnahme von bezahlten Expert:innen in die Hände von vielen Beteiligten gegeben werden.⁶ Somit liegt die Entscheidung über Richtlinien, Organisation, Repräsentation und Konditionen unter welchen Außenstehende diese verändern können, im demokratischen Prozess.⁷

Für eine zielführende Zusammenarbeit von Entscheidungsträger:innen und von durch Partizipation, also Teilhabe, Ermächtigte geht es darum, Kontrolle zu reduzieren, damit “konstruktive Initiative, praktikable

Kreativität und intelligente, sowie langfristige Strategien”⁸ in Gestaltungsprozessen zum Erfolg führen. Um diese Problematik zu bearbeiten, ist die Aufgabe der Designer:innen, Teilhabemöglichkeiten der betroffenen Bevölkerungsgruppen im Gestaltungsprozess zu verbessern. Damit können sie einen Beitrag für mehr Gleichberechtigung und Demokratie auf städtischer Ebene leisten.

Leider gibt es jedoch schwerwiegende Hindernisse für eine Kontrolle durch Gemeinschaft. Zunächst bestehen “Unzulänglichkeiten der politischen [...] Infrastruktur und der Wissensbasis der Betroffenen, sowie Schwierigkeiten bei der Organisation einer repräsentativen und rechenschaftspflichtigen Bürgergruppe”⁹. Außerdem entwickelt sich meist, durch die Auseinandersetzung mit einer großen Vielfalt an Interessen und Meinungen, in einem Gruppenprozess wiederum eine Polarisierung und Separierung.¹⁰

Das Verhältnis von Entscheidungsträger:innen und Betroffenen war viel zu lange manipulativer Natur, geprägt von vorgetäuschter Teilnahmemöglichkeit, Bevormundung und Widerstand gegen die Umverteilung von Macht.

Umverteilung von Macht kann nicht durch den volldemokratischen Partizipationsprozess gelöst werden. Zudem erfordert gleichberechtigtes Entscheiden in großen Gruppen viel Arbeit, ist kostspielig und ist wenig effizient.¹¹ “Konkret bedeutet das, dass in jeder individuellen Situation Aufgabenverteilungen mit Hilfe von Transparenz und engem Austausch zwischen beteiligten Akteuren, ob Initiator:in oder Betroffene:r ausgehandelt werden müssen.”¹² Es sollte Meinungsvielfalt provoziert und zugelassen werden.

Je fragmentierter die Akteur-, Stakeholder- und Interessenslandschaft wird, umso ent-

scheidender ist eine kompetente Leitung in den Gruppenprozessen, in größerem oder kleinerem politischen Rahmen kann Leitung mit Hilfe von partizipatorischen Ansätzen demokratisch legitimiert werden. Ob Betroffene befragt werden, beratend tätig sind oder Verantwortlichkeiten der Beteiligten festlegen, muss je nach Größe und Gewicht des Vorhabens abgewogen werden. Wie viel und welche Aufgaben nun in die Ebene der Bürgerbeteiligung gegeben werden kann, ist eine Frage, für die es Erfahrung und Mut in der Umsetzung braucht.

von Sarah-Lea Langner



Hier
schmücke ich
Bäume.

Die Innenstadt, ein Ort, den ich täglich durchquere um von A nach B zu kommen, und den ich nur betrete, wenn ich gezielt etwas brauche. Wenn dies nicht der Fall ist, meide ich diesen Ort. Der statisch gestaltete, charakterlose Raum ohne Bezugnahme auf Umwelt bietet mir keinen Aufenthaltsgrund. Mit dieser Unzufriedenheit bin ich nicht allein, was an den Initiativen der Bürger:innen in den letzten Jahren deutlich wird. Diesen Willen an Teilhabe sollten Gestalter:innen aufgreifen, den Bürger:innen durch eine Möglichkeit zur Mitgestaltung die Chance geben, ihre Bedürfnisse einzubringen. Wie und wie viel Teilhabe ist im gestalterischen Prozess sinnvoll?

Literatur:

¹ vgl. Peter Winterhoff-Spurk, „Gestern begann die Zukunft - Entwicklung und Bedeutung der Medienvielfalt“, Land unter? Medienpsychologische Anmerkungen zur Informationsflut, in: Hoffmann, Hilmar; Gross, Johannes (Hrsg.), 1994, S.198-216.

² vgl. Mazda Adli, „Stress and the City“, C.Bertelsmann, 2017, S.81.

³ Ebd. S.336.

⁴ vgl. Ebd. S.88.

⁵ Peter Winterhoff-Spurk, „Gestern begann die Zukunft - Entwicklung und Bedeutung der Medienvielfalt“, Land unter? Medienpsychologische Anmerkungen zur Informationsflut, in: Hoffmann, Hilmar; Gross, Johannes (Hrsg.), 1994, S.198-216.

⁶ vgl. Mazda Adli, „Stress and the City“, C.Bertelsmann, 2017, S.337.

⁷ Ebd. S.340.

⁸ vgl., Ebd. S.346.

Überforderung

Der Stadtmensch ist konfrontiert mit einer ständigen Reizüberflutung.

Hier
bin ich
gestresst.

Wieso grüße
ich meine
Nachbarn
nicht?



Die Stadt, wird dominiert von Lärm, blinkenden Lichtern und geschäftigen Menschen, nahezu 24 Stunden am Tag. Wer kennt das nicht, die laute Baustelle am Ende der Straße, die in der Frühe den Wecker ersetzt, oder den Nachbarn, der genau zur Mittagsruhe seinen Rasen mähen muss. Jedes zweite Ladengeschäft wirbt mit Plakaten, Filmen oder Leuchtreklame. Der Stadtmensch ist konfrontiert mit einer ständigen Reizüberflutung, einer rasanten Beschleunigung und Verdichtung seiner Umwelt. Bis zu einem bestimmten Punkt kann diese Herausforderung motivierend und aktivierend für den Menschen sein, kommt es jedoch zu einer langfristigen Konfrontation mit Stressoren, schränkt es unser Wohlbefinden ein und macht uns krank.¹

Die sogenannten Stressoren sind Reize, die Überforderungen nach sich ziehen. Medizinisch bedeutet Stress für den Menschen, dass Blutdruck und Herzfrequenz steigen und die Gerinnungsfähigkeit des Blutes und der Zucker- und Fettgehalt des Blutes zunehmen. Damit wächst das Risiko für Herzinfarkt und Schlaganfall.² Das Risiko ist für jeden Menschen unterschiedlich hoch, denn „unsere Stressempfindlichkeit hängt von vielen unterschiedlichen

Faktoren ab, die sich räumlich, situativ und biologisch ständig verändern können.“³ Je nach Dynamik dieser speziellen Lebensbedingungen, in der sich der Mensch befindet, können Situationen und Orte für jeden Menschen unterschiedlich herausfordernd sein und negative Stressreaktionen hervorrufen. Heutzutage sind psychische Erkrankungen und Überforderung in der Stadt keine Seltenheit, denn wir werden täglich mit Stressoren konfrontiert.

Die Stadt bietet eine immer größer werdende Fülle an Angeboten, sei es intellektuell oder physisch, sei es durch **digitale** Medien, Konsumobjekte oder Dienstleistungen. Die große Auswahl ist einerseits eine entscheidende Qualität einer Stadt, sie fördert Vielfalt und Akzeptanz, und gibt uns die Möglichkeit, unser Bedürfnis nach Selbstverwirklichung auszuleben. Andererseits stellen die vielen Möglichkeiten den Menschen täglich vor neue Entscheidungen. Nicht nur im Warenkonsum gibt es eine Fülle von Möglichkeiten. Welche modische Jacke kaufe ich, für welche Marke eines Produkts entscheide ich mich? Auch der Freizeitbereich verlangt Auswahlentscheidungen z.B. welche Sportart ich erlernen will. Je mehr Möglichkeiten angeboten werden,

umso schwerer fällt die Entscheidung. Je schwerer die Entscheidung, desto höher unsere Erwartungen an das Ergebnis.⁴ Solche inneren Konflikte verunsichern den Stadtmenschen. Können wir Erwartungen an uns selbst nicht erfüllen oder stehen diese in Abhängigkeit zu anderen, geraten wir in Konflikt. Vieles davon äußert sich durch Reizung sinnlicher Rezeptoren, die uns dabei helfen

Atmosphären wahrzunehmen und uns zu **orientieren**. Laut Winterhoff-Spurk hat „[...] der Mensch als informationsverarbeitendes System zwar nur begrenzt kognitive Kapazitäten zur Verfügung [...] [nutzt] diese aber ökonomisch und flexibel [...]“⁵ größtenteils können wir Unwichtiges ausblenden. Wenn jedoch das Gefühl aufkommt, Konflikte oder auch Lärm nicht mehr kontrollieren zu können, ist die Folge meist eine emotionale Anspannung. Es fällt uns zwar leicht den eigenen Lärm zu ertragen, nicht beeinflussbarer Umgebungslärm kann jedoch nicht einfach abgeschaltet werden, wenn der Körper mal seine Ruhe braucht. Das kann chronischen sozialen Stress auslösen, denn in Städten wird man die Begegnung mit vielen Menschen und deren unterschiedlichen Bedürfnissen kaum vermeiden. Wir geraten somit auch immer wieder in äußere Konflikte, wie territoriale Beanspruchung. Viele Menschen ziehen sich deshalb verstärkt in ihren privaten Raum zurück, in dem sie selbst die Kontrolle über ihre Umgebung besitzen, um sich dem Konflikt nicht aussetzen zu müssen. Das löst jedoch nicht das Problem der Unkontrollierbarkeit, sondern erhöht die eigene Unsicherheit im öffentlichen **Räumen**. Wir beobachten die Entwicklung, dass Stadtmenschen sich stärker entfremden. So kommt es dazu, „dass wir in der Stadt eine große soziale Dichte erfahren und uns gleichzeitig kom-

plett sozial isoliert fühlen können.“⁶ Hannah Arendt und Richard Sennett bieten einen Lösungsansatz an, wenn sie nach der partizipationsfördernden Stadt rufen, um **Teilhabe** und Kommunikation umzusetzen. Auch in der Stadtbevölkerung wird dieser Ruf in Form von temporären Eigeninitiativen lauter. „Jeder hat hier ein wenig Spielraum, [seinen persönlichen Bedürfnissen Gehör zu verschaffen, sichtbar zu sein, um] gestaltend in den Verhandlungsprozess des Raums einzugreifen“⁷ Voraussetzung dafür ist ein öffentlicher Raum, der die Vielfalt der Menschen und deren Umgebung spiegelt. Existieren kann dieser Raum aber nur, wenn das Miteinander nicht erzwungen wird, sondern unterschiedlichste Angebote nebeneinander vorhanden sind und zur Teilnahme einladen.

Anstatt dem sozialen Stress auszuweichen, indem man den Konflikten aus dem Weg geht, sollten wir wieder mit unserer direkten Umgebung in Verbindung treten, um diese besser überschauen zu können. Gespräche zwischen Nachbarn fördern eine bewusste Wahrnehmung von Gefahren und bieten die Möglichkeit, Konflikte untereinander durch Kommunikation zu lösen. Ziel ist es über unkontrollierte Situationen Sicherheit und Kontrolle zu erlangen und *Begegnung* zu fördern, um sich stärker mit der eigenen Umgebung zu identifizieren. Erst wenn der Stadtmensch Teil des Stadtbildes wird, indem er aktiv wird, seine Bank vor die Tür stellt oder etwa den Rasenstreifen zwischen den Autos bepflanzt, kann er Stressoren reduzieren.⁸ Umgebung, die er mit gestaltet hat, kann ihm Kraft geben, ihn sozial einbinden und ihm helfen weniger gestresst zu sein.

von Sarah-Lea Langner